

Der Strohvogel

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1: Die Welt in Flammen

Kapitel 2: Das makabre Versteckspiel

Kapitel 3: Die Stille nach dem Sturm

Kapitel 4: Die Gespenster des Abends

Kapitel 5: Der Strohvogel

Kapitel 6: Der Flug des Vogels

Kapitel 7: Das Land jenseits der Wolken

Kapitel 8: Stille Wiedersehen

Kapitel 9: Das Lächeln der Sonne

Kapitel 1: Die Welt in Flammen

Die Sonne, rund und gelb wie eine reife Mango, strahlte auf Kayos Gesicht. Er lag auf dem Rücken, seine nackten Füße wurden von wildem Gras gestreichelt, und fixierte den azurblauen Himmel, eine riesige Leinwand, auf der träge Wolken langsam dahinschwebten. Seine kleine Schwester, Abeni, zwei Jahre jünger, versuchte mit einem improvisierten Netz aus Zweigen und Spinnweben bunte Schmetterlinge zu fangen.

Ihr Dorf, eingebettet in eine grüne, fruchtbare Senke, atmete eine stille Gelassenheit. Kinderlachen vermischte sich mit den melodischen Gesängen der Frauen, die Hirse stampften, während die Männer, von den Feldern zurückgekehrt, im Schatten der jahrhundertealten Mangobäume Geschichten austauschten.

Kayo liebte es, seinen Vater, einen Riesen mit einem leichten Lächeln und rauen Händen, dabei zu beobachten, wie er die Fischernetze am Flussufer reparierte. Manchmal erzählte er ihm Geschichten von magischen Fischen und schelmischen Krokodilen, Erzählungen, die den Geist des kleinen Jungen mit Träumen und Abenteuern füllten. Abends, eingekuschelt in die Arme seiner Mutter, schlief er ein, begleitet vom betörenden Klang des Djembé und den traditionellen Liedern, die das Leben, die Liebe und das nährnde Land feierten.

Kayos Welt war ein Kokon aus Zärtlichkeit und Geborgenheit, eine Welt, in der die leuchtenden Farben der Natur sich harmonisch mit dem Lachen und Gesang ihrer Familie vermischten. Doch eines Morgens wurde dieses fragile Gleichgewicht erschüttert. Ein dumpfes Grollen, aus der Ferne kommend, durchzog den friedlichen Himmel. Die Vögel, von Panik ergriffen, schrien und flatterten in die Höhe.

Kayo, von dem ungewöhnlichen Geräusch gefesselt, richtete sich auf und musterte den Horizont. In der Ferne stieg eine schwarze Rauchsäule in den Himmel, schlängelte sich wie eine böse Kreatur empor. "Mama, was ist das?", fragte er mit zögernder Stimme. Seine Mutter, deren Gesicht plötzlich verspannt war, zog ihn an sich. "Mach dir keine Sorgen, mein Kleiner, es ist nichts", antwortete sie, doch ihre Stimme zitterte leicht.

Die Angst, wie ein bedrohlicher Schatten, begann über dem Dorf zu schweben. Das Lachen wurde seltener, die Lieder verstummten, ersetzt durch leise Flüster und besorgte Blicke. Die Ältesten, deren Gesichter von Sonne und Weisheit gezeichnet waren, versammelten sich im Zentrum des Dorfes, sprachen mit gedämpfter Stimme, ihre ernsten Züge spiegelten eine tiefe Besorgnis wider.

Noch am selben Abend kehrte Kayos Vater früher als gewöhnlich von den Feldern zurück. Sein sonst so ruhiges Gesicht war angespannt, seine Augen von einer unbeschreiblichen Angst getrübt. "Wir müssen gehen, und zwar sofort!", stieß er mit

rauer Stimme hervor. Die Nachricht traf wie ein Blitzschlag ein und stürzte das Dorf in ein unvorstellbares Chaos.

In Panik gerieten die Dorfbewohner und sammelten in aller Eile ihre bescheidenen Habseligkeiten zusammen: abgenutzte Decken, zerbrochene Kalebassen, schützende Talismane. Die Sonne, die noch vor wenigen Stunden eine unbekümmerte Welt erhellt hatte, versank nun über einem Bild des Chaos und der Verzweiflung.

Kayo, an seiner zitternden Hand von seiner Mutter festhaltend, beobachtete die Szene mit großen, ängstlichen Augen. Das ohrenbetäubende Getöse von Schreien, Weinen und herzerreißenden Rufen hallte in seinen Ohren wider und verwirrte seine Gedanken. Er verstand nicht diesen plötzlichen Umbruch, diesen brutalen Riss in seiner vertrauten Welt. Warum hatten sich Lachen in Schluchzen verwandelt? Warum waren die einst strahlenden Gesichter jetzt von Angst gezeichnet?

Kayos Vater, mit finsterer Miene, trug die schlafende Abeni auf seinen schwächtigen Schultern. Sie war sich des Dramas, das sich um sie herum abspielte, nicht bewusst. Er ging voran, eilte mit schnellen Schritten, gefolgt von einer gedrängten, stillen Menschenmenge, die sich in die hereinbrechende Dunkelheit wagte.

Hinter sich lassend die brüchige Sicherheit ihres Dorfes, wagten sie sich auf einen gewundenen und unbekannten Feldweg. Der Boden, übersät mit Steinen und knorrigen Wurzeln, hemmte ihren Vormarsch, jeder Schritt schien sie ein Stückchen weiter von dem Leben zu entfernen, das sie kannten.

Um sie herum verwandelte sich der Wald, einst einladend und vertraut, in eine bedrohliche Gestalt. Die Bäume, ihre schwarzen Umrisse vor dem sternenübersäten Himmel, schienen sich über sie zu beugen, als wollten sie sie ersticken. Das Rauschen des Windes in den Blättern, einst eine beruhigende Melodie, klang nun wie ein feindseliges Flüstern, das unsichtbare Gefahren ankündigte.

Nach stundenlangem, anstrengenden Marsch legte die Gruppe am Ufer eines reißenden Flusses eine Rast ein. Die Erwachsenen, ihre Gesichter von Müdigkeit und Angst gezeichnet, flüsterten leise miteinander, ihre tiefen Stimmen verrieten die Furcht, die sie bedrückte. Kayo, an seiner Mutter gekuschelt, zitterte vor Kälte und Angst. Sein leerer Magen knurrte schmerzhaft, doch der Hunger wurde von einem Gefühl der Verlassenheit und des Unverständnisses überschattet.

Wohin gingen sie? Warum mussten sie ihre Heimat verlassen? Wo waren die Lacher, die Lieder, das sorglose Glück, das seine junge Existenz geprägt hatte? Seine Welt, einst ein Kokon der Geborgenheit und Freude, hatte sich in einen Alptraum verwandelt, aus dem er keinen Ausweg fand.

Kaum hatte die Morgendämmerung den Horizont mit einem fahlen, unsicheren Schein gemalt, da durchdrangen die ersten Schrei-Alarmrufe die fragile Stille, die die kleine Gruppe umhüllte. Bedrohliche Schatten, aus dem umliegenden Wald entstieg, stürzten auf sie zu, brüllten unverständliche Worte. Panik, brutal und ungezügelt, brach in der Gruppe aus. Die Frauen pressten ihre Kinder an sich, stießen herzerreißende Schreie aus, während die Männer, hastig Stöcke und Macheten ergreifend, versuchten, einen lächerlichen Schutzwall gegen den plötzlichen Angriff zu bilden.

Kayo, aus einem unruhigen Schlaf von der allgegenwärtigen Angst geweckt, fand sich plötzlich im Zentrum des Chaos wieder. Körper stießen gegen ihn, Hände trafen ihn, schrille Schreie durchbohrten seine Trommelfelle. Verzweifelt suchte er nach dem Blick seiner Eltern, einem beruhigenden Anker in diesem Strudel aus Gewalt und Verwirrung. Er erblickte seinen Vater, dessen Gesicht von Wut verzogen war, einen Angreifer mit einem wuchtigen Hieb der Machete zurückstoßen. Seine Mutter zog ihn an der Hand, rannte unerbittlich durch die panische Menge.

„Abeni!“

Der zerrissene Schrei seines Vaters zerriss die Luft und ließ Kayos Blut in den Adern gefrieren. Er drehte den Kopf und sah seine kleine Schwester, die Holzpuppe, die sie fest umklammert hatte, auf dem Boden liegen, verlassen inmitten des Getümmels. Bevor er reagieren konnte, zog ihn die feste Hand seiner Mutter unaufhaltsam nach vorne, riss ihn von seiner Schwester weg und stürzte ihn in die erschreckende Dunkelheit des Waldes.

Der unebene Boden, übersät mit Wurzeln und scharfen Steinen, riss seine nackten Füße auf. Niedrige Äste peitschten ihm ins Gesicht und hinterließen rote Kratzer auf seiner zarten Haut. Doch er rannte weiter, getrieben von Angst, und klammerte sich an die Hand seiner Mutter, die ihn unerbittlich nach vorne zog. Um ihn herum ein Meer von dunklen, erschreckenden Gestalten, ein wacher Albtraum, dessen Ursprung und Zweck er nicht verstand.

Das Geräusch der Verfolger wich allmählich zurück, verschwand in dem vielstimmigen Konzert aus Vogelgezwitscher und Insektengezirpe, das die Waldluft erfüllte. Erschöpft, am Ende ihrer Kräfte, sank Kayos Mutter zu Boden, an den Stamm eines riesigen Baumes gelehnt, den sie wie ein Kind vor einer unsichtbaren Gefahr schützte.

„Mama, wo ist Papa? Wo ist Abeni?“, fragte Kayo mit leiser, von Angst und Durst gequälter Stimme.

Seine Mutter antwortete nicht. Sie drückte ihn fest an sich, ihr Gesicht von stillen Tränen überzogen. Ihre Augen, die sonst so sanft und beruhigend waren, spiegelten eine unsagbare Angst wider, einen Abgrund der Trauer, der das Verständnis des kleinen Jungen weit überstieg.

Kayo, an sie gekuschelt, spürte ihr Herz wie ein gefangener Vogel in seinem Käfig wild schlagen. Ein Vogel, der trotz der ihn umklammernden Angst noch immer die Hoffnung auf Freiheit hegte, auf das Licht und die Wärme seines Nestes. Doch der Wald, finster und bedrohlich, schien sich um sie zu schließen und sie in einer Stille gefangen zu halten, die von drohenden Gefahren erfüllt war. Eine Stille, die nach Angst und Tod roch.

Die Stille des Waldes war trügerisch, eine kurze Atempause in einem Gewitter der Gewalt. Mit keuchenden Atemzügen musterte Kayos Mutter die tanzenden Schatten zwischen den Bäumen, jedes Knacken eines Astes entzündete die Angst in ihren Augen. Fest umklammerte sie Kayo, dessen kleiner Körper zitternd an sie gepresst war. Seine Haut, normalerweise weich und warm wie die Morgensonne, war kalt und feucht geworden, sein vertrauter Duft vermischte sich mit Schweiß und Furcht.

„Mama, ich habe Hunger“, flüsterte Kayo, seine Stimme kaum hörbar in der drückenden Stille. Seine Mutter, aus ihrer ängstlichen Trance gerissen, blickte ihn mit unendlicher Trauer an. Sie holte aus ihrer Tasche eine Handvoll Hirse, die letzten Überreste ihres vergangenen Lebens, und legte sie in Kayos Handfläche.

„Iss langsam, mein Schatz“, flüsterte sie und strich ihm durch das wirre Haar. Kayo, von Hunger geplagt, führte die Körner zum Mund, kaute sie bedächtig und schwelgte in jedem Bissen wie in einem kostbaren Schatz. Der Hunger gestillt, kuschelte er sich wieder an seine Mutter und suchte trügerischen Trost in ihrer Wärme.

Die Sonne, durch das dichte Blätterdach gefiltert, warf zitternde Lichtflecken auf den mit welken Blättern übersäten Boden. Der melodische Gesang der Vögel, weit entfernt von beruhigender Wirkung, klang in dieser trostlosen Kulisse spöttisch. Kayo schloss die Augen und versuchte, die schrecklichen Bilder, die ihren Geist heimsuchten, auszublenden: die von Angst verzerrten Gesichter, die herzerreißenden Schreie, der verlorener Blick ihrer kleinen Schwester, die in der Menschenmenge verschwand.

„Mama, spielt Abeni Versteckspiel?“, fragte er plötzlich, ein Hoffnungsschimmer in seinem kindlichen Gesicht. Seine Mutter unterdrückte ein Schluchzen, ihr Herz zerriss bei jeder unschuldigen Frage ihres Sohnes. Wie sollte sie ihm das Grauen ihrer Lage erklären, die sinnlose Gewalt, die ihr friedliches Leben zerstört hatte?

„Ja, mein Liebling, Abeni spielt Versteckspiel. Sie wartet auf uns bei der Flussbiegung, wo wir mit Papa angeln gingen.“ Ihre Stimme, rau vor Müdigkeit und Kummer, war ein zartes Flüstern in der Stille des Waldes.

Kayo, von diesen falschen Worten beruhigt, richtete sich auf, seine Augen blitzten vor Bosheit. „Ich werde sie finden, Mama. Ich bin sehr gut im Versteckspiel.“

Bevor seine Mutter ihn zurückhalten konnte, stand er auf und wagte einen zögerlichen Schritt in das dichte Unterholz. Seine kleine Gestalt, fast verschluckt von den hohen Gräsern, verschwand und tauchte wieder auf mit jedem seiner Bewegungen, wie ein zerbrechlicher Schmetterling in einem grünen und feindseligen Ozean.

Der Wald, in grünes und goldenes Licht getaucht, schien sich um Kayo herum zu wellen. Jeder Baum nahm bizarre Formen an, zeigte Fratzen oder phantastische Tiere. Lianen, wie schlafende Schlangen, versperrten ihm den Weg. Vorsichtig schritt er voran, seine kleinen Füße sanken in den feuchten Humus, und er rief leise nach seiner Schwester: „Abeni, wo bist du? Es ist Kayo! Komm, wir finden Mama!“

Sein der dicken Baumstämme hallte sein Ruf, zunächst zaghaft, dann lauter, ein verzweifelter Schrei in eine Welt, die ihn zu ignorieren schien. Er schlängelte sich zwischen knorrigen Wurzeln hindurch, überquerte einen Bach mit kristallklarem Plätschern, jeder Schritt führte ihn weiter weg von seiner Mutter, tiefer hinein in das grüne Labyrinth. Die Erinnerung an seine Schwester, barfuß durch hohes Gras laufend, ihr Gesicht strahlend vor fröhlichem Lachen, leitete ihn, nährte die Illusion der Nähe.

Manchmal ließ ihn ein verdächtiges Geräusch – das Knacken eines Zweigs, der schrille Schrei eines Vogels – zusammenzucken. Er erstarrte dann, das Herz hämmerte ihm in der Brust, und er musterte die Umgebung mit vor Angst geweiteten Augen. Doch es war nichts da, nur die bedrückende Stille des Waldes und das Rascheln des Windes in den Blättern.

Die Müdigkeit begann, ihn zu übermannen. Seine Beine, dünn wie Schilfrohr, zitterten unter seinem Gewicht. Er setzte sich am Fuß eines riesigen Baumes nieder, dessen raue Rinde wie die Haut eines alten Krokodils war. Die Einsamkeit, gewaltig und eisig, umhüllte ihn mit ihrer unsichtbaren Umarmung.

„Papa?“, flüsterte er, die Stimme von Schluchzen gebrochen. War sein Vater, sein Held mit dem leichtfertigen Lächeln, der so meisterhaft das Kichern des Nashornvogels nachahmen und ihm Spielzeug aus Bambusstäben basteln konnte, auch in diesem grünen, feindseligen Ozean verloren?

Plötzlich erblickte er einen Farbtupfer, der seine Aufmerksamkeit fesselte. Ein Schmetterling mit schillernd blauen Flügeln wirbelte in seiner Nähe herum und landete sanft auf einer leuchtend roten Blüte. Kayo betrachtete ihn mit Staunen und vergaß für einen Moment seine Angst und seine Einsamkeit. Es war ein magischer Schmetterling, dachte er, ein Bote aus dem Himmel, der ihn zu seiner Familie führen sollte.

Er sprang auf, sein Herz erfüllt von einem zarten Hoffnungsschimmer. Zögerlich streckte er die Hand nach dem Schmetterling aus, der nach einem Moment des Zauderns darauf landete und seine schillernden Flügel entfaltete, als wollte er ihn einladen, ihm zu folgen.

„Abeni, sieh mal!“, rief Kayo lachend und war überzeugt, dass seine Schwester, irgendwo in der üppigen Vegetation versteckt, Zeuge dieses außergewöhnlichen Anblicks sein würde.

Der Schmetterling erhob sich mit einem Flügelschlag und zeichnete einen glitzernden Pfad in das gedämpfte Licht des Waldes. Kayo, den Blick auf diesen unerwarteten Führer gerichtet, folgte ihm ohne zu zögern und drang immer tiefer in das Unbekannte vor.

Die Hoffnung, so zerbrechlich wie ein Spinnennetz im Morgentau, hing noch immer an Kayos Herzen. Jetzt rannte er, seine kleinen Beine brannten vor übermenschlicher Anstrengung, die Augen auf den blauen Schmetterling gerichtet, der vor ihm tanzte, ein stiller Bote in diesem Labyrinth aus Grün und Gold.

Plötzlich öffnete sich der Wald zu einer Lichtung, die in goldenem Licht badete. Im Zentrum stand ein majestätischer Baum, sein Stamm so breit wie ein Haus, seine knorrigen Äste reckten sich wie flehentliche Arme zum Himmel, um den Schutz der Götter zu erbitten. Und dort, an seinen massiven Wurzeln angelehnt, glaubte Kayo eine vertraute Gestalt zu erkennen.

„Papa!“

Der Schrei, aus den Tiefen seines Wesens hervorbrechend, zerriss die Stille der Lichtung. Er stürzte los, das Herz hämmert ihm in der Brust, die Müdigkeit, die Angst, der Hunger, der in seinem leeren Magen nagte, vergessen. Doch je näher er kam, desto mehr durchfuhr ihn eine eisige Angst, die sein Herz in einem unsichtbaren Schraubstock umschloss und ihn wie gelähmt an Ort und Stelle fixierte.

Es war nicht sein Vater.

Ein Mann, sein Gesicht hinter einem staubigen Tuch verborgen, lag am Baumstamm, seine Gliedmaßen in einer unnatürlichen Haltung verdreht. Seine Kleidung, zerrissen und mit dunklen Flecken übersät, die Kayo nicht identifizieren konnte, war ihm fremd. Der blaue Schmetterling, von dieser schrecklichen Vision erschreckt, flog in den Himmel und verschwand in der grünen Weite.

Kayo erst wie gelähmt, von instinktivem Schrecken erfasst. Er wollte schreien, seine Mutter rufen, doch kein Laut verließ seine Lippen. Die Welt um ihn herum schien zu taumeln, die majestätischen Bäume verwandelten sich in bedrohliche Gespenster, der melodische Gesang der Vögel in traurige Klagelieder.

Plötzlich durchbrach ein dumpfes Stöhnen, aus der Tiefe des Mannes kommend, die Stille. Kayo zuckte zusammen, sein Blick zerrissen zwischen der Flucht und einer makabren Faszination, die ihn wie gelähmt festhielt. Der Mann bewegte sich leicht, seine

Hand hob sich in einer langsamen, ruckartigen Bewegung, als wolle er etwas Unsichtbares ergreifen.

Kayo, von einer unerklärlichen Kraft angetrieben, näherte sich mit zögerlichen Schritten. Der Mann, dessen Augen wild in ihren blutunterlaufenen Höhlen umherirrten, starrte ihn mit einem leeren, ausdruckslosen Blick an. Seine Lippen, rissig und blutbefleckt, verzogen sich zu einem schmerzhaften Grinsen, aus dem ein rauer Atemhauch strömte, der nach Staub und Angst roch.

Wasser...

Das Wort, kaum hörbar, schwebte in der windstillen Luft der Lichtung. Kayo, das Herz hämmerte wie ein Vogel in seiner Brust.

Erschrocken, erkannte er es. Dieser Mann, dieser Unbekannte im Todeskampf, hatte Durst.

Ganz in der Nähe rauschte ein Bach mit kristallklarem Gemurmel, der sich zwischen moosbewachsenen Felsen schlängelte. Wie von einer unsichtbaren Macht geleitet, griff Kayo nach der Kalebasse, die an seinem Gürtel hing – dieselbe, die seine Mutter benutzte, um frisches Wasser aus dem Fluss zu schöpfen – und tauchte sie in den Strom.

Das reine, kalte Wasser funkelte wie ein Diamant im Licht der Sonne, das durch das Blätterdach filterte. Kayo trug es zu dem Mann, ihre schlanken Arme zitterten unter dem Gewicht der Kalebasse. Der Mann, mit einer letzten, übermenschlichen Anstrengung, nahm die Kalebasse aus den zitternden Händen des Kindes und trank in großen Zügen. Das kostbare Nass rann über seinen borstigen Bart und versickerte in den Rissen seiner staubigen Tunika.

Ein Seufzer der Erleichterung, gleich dem letzten Atemzug eines gehetzten Tieres, entwich seinen rissigen Lippen. Er ließ die leere Kalebasse auf den Boden fallen, sein leerer Blick ruhte mit einem Schimmer von Dankbarkeit auf Kayo.

„Danke... Kleiner...“, flüsterte er mit rauer, kaum hörbarer Stimme. Dann, wie eine Marionette, deren Fäden durchtrennt wurden, sackte er zur Seite zusammen, sein Körper von einem letzten Krampf erschüttert.

Die Stille, schwer und bedrückend, senkte sich wieder über die Lichtung. Kayo stand wie erstarrt da, atemlos, die Augen auf den leblosen Mann gerichtet. Er konnte nicht begreifen, was gerade geschehen war. Dieser Mann, dieser Fremde, der ihm so viel Angst eingejagt hatte, war vor seinen Augen gestorben, nachdem er das Wasser getrunken hatte, das Kayo ihm gebracht hatte.

Ein Anflug von Übelkeit überkam ihn. Die Kalebasse entglitt seiner Hand und rollte über den Boden, prallte gegen die Baumwurzeln mit einem dumpfen, beunruhigend gewöhnlichen Geräusch. Die Angst, kalt und zähflüssig, durchdrang sein Wesen und lähmte ihn sicherer als die Fesseln einer wilden Rebe.

Er sprang auf, das Herz hämmerte ihm im Brustkorb. Er musste weg, fliehen von diesem verfluchten Ort, seine Mutter, seinen Vater, Abeni wiederfinden.

Doch wo waren sie? Wohin flüchten in diesem grünen, unfreundlichen Labyrinth, in dem selbst die Sonne scheute, einzudringen?

Von der Angst geblendet, stürzte er durch die Lichtung, achtete nicht auf die Äste, die ihn kratzten, auf die Steine, die unter seinen Füßen rollten. Er rannte, rannte, als wolle er der Todeswolke entkommen, die sich über ihm ausbreitete und drohte, ihn für immer zu verschlingen.

Das Echo seiner eigenen Schritte hallte eigenartig in seinen Ohren wider, vermennt mit dem wild pochenden Schlag seines Herzens. Der Wald, noch vor wenigen Stunden ein tröstlicher Zufluchtsort, hatte sich in ein bedrohliches Labyrinth verwandelt, jeder Baum schien ihm feindselig, jedes Rascheln der Blätter kündigte eine unsichtbare Gefahr an. Durst nagte an ihm, trocknete seine bereits von Angst verkrampfte Kehle aus. Seine spröden, brennenden Lippen suchten vergeblich nach einem Tropfen Tau auf den staubbedeckten Blättern.

Wie lange er schon so gelaufen war, ohne konkretes Ziel, außer der Flucht vor dem eindringlichen Bild des Mannes mit dem befleckten Gewand, wusste er nicht. Die Zeit, ein abstrakter Begriff für seinen kindlichen Geist, hatte sich gedehnt, verzerrt, bis sie mit dem Chaos um ihn herum verschmolz.

Plötzlich, hinter einem Hain kümmerlicher Palmen, erreichte ihn ein ferner Lärm. Ein verworrenes Gemisch aus Schreien, Weinen und gutturalen Rufen, das ihm das Blut in den Adern gefrieren liess. Instinktiv duckte er sich in die Vertiefung eines Kapokbaumes, dessen knorriger Stamm ihm einen spärlichen Schutz bot. Sein kurzer, abgehackter Atem hallte in seinen Ohren wider und verstärkte das Getöse, das unaufhaltsam näher kam.

Durch das dichte Blätterdach erkannte er dunkle Gestalten, die sich am Rande des Waldes bewegten. Männer, mit kriegesischen Gesichtsbemalungen, bewaffnet mit Macheten und primitiven Gewehren, schritten mit schnellen Schritten voran und durchsuchten ihre Umgebung mit wilder Aufmerksamkeit.

Ein kalter, instinktiver Schrecken durchfuhr Kayos Inneres. Er erkannte diese Männer. Er hatte sie schon zuvor im Dorf herumlungern sehen, ihre harten Blicke und blitzenden Waffen hatten den Erwachsenen Furcht eingejagt. Sie waren es, die Fremden aus dem

Norden, von denen die Alten erzählten, dass sie Schrecken und Verwüstung hinterließen, wo immer sie auftraten.

Er machte sich klein, so unbedeutend wie ein verängstigter Hase inmitten hoch aufragenden Grases. Sein Herz hämmerte unaufhaltsam, drohte jeden Moment seine Anwesenheit zu verraten. Er schloss die Augen, presste die Lider so fest zusammen, dass er Sterne hinter seinen Wimpern tanzen sah.

„Mögen die Geister des Waldes über mich wachen“, flüsterte er und wiederholte die Worte, die seine Großmutter sprach, wenn der Donner in den düsteren Himmel der Regenzeit krachte.

Eine schwere Stille, fast greifbar, senkte sich über den Wald. Die Krieger, wie erstarrt in ihrem brutalen Vorstoß, schienen jede Schatten, jede Bewegung des Laubes zu mustern, auf der Suche nach einer unsichtbaren Beute. Kayo, der Körper vor Angst steif, wagte es nicht mehr zu atmen. Er hörte das Blut in seinen Schläfen pulsieren, jeder Schlag seines Herzens hallte wie ein Kriegstrommel in der unwirklichen Stille, die ihn umgab.

Plötzlich fiel ihm ein Gegenstand ins Auge. Eine grob behauene Holzpuppe lag verlassen auf dem staubigen Boden, nur wenige Schritte von seinem Notunterkunft entfernt. Es war Abenis Puppe, die, die seine kleine Schwester nie aus der Hand legte. Ein stummer Schrei blieb ihm im Halse stecken, seine Brust hob sich in einem erstickten Schluchzen der Verzweiflung. Abeni war da, ganz in der Nähe, vielleicht auch versteckt, voller Angst, unfähig zu schreien, zu bewegen, zu fliehen...

Eine plötzliche, irrationale Wut überkam Kayo. Diese Männer, diese gnadenlosen Monster, hatten sein Zuhause, seine Familie, seine vertraute Welt genommen. Sie hatten seine Welt in einen Albtraum verwandelt, aus dem es kein Entkommen gab. Er wollte schreien, seine Wut, seine Angst, seinen Schmerz hinausschreien. Er wollte sich auf sie stürzen, sie mit seinen kleinen, hilflosen Fäusten schlagen, sie für das Böse, das sie ihm angetan hatten, bezahlen lassen.

Doch ein anderes Gefühl, stärker als die Wut, hielt ihn in seinem Versteck gefangen: der Überlebensinstinkt. Er wusste, mit der instinktiven Klugheit der gejagten Tiere, dass die geringste Bewegung, das geringste Geräusch ihn für immer verurteilen würde. So blieb er da, reglos, versteinert, der Körper versteift von einer unvorstellbaren Angst.

Die Krieger, nach einigen Momenten einer endlosen Wartezeit, setzten ihren Vormarsch fort und verschwanden in der dichten, undurchdringlichen Wildnis. Sie nahmen das schwere Schweigen mit sich, das Kayos Seele erfüllt hatte. Der kleine Junge, kraftlos und leer, sank in seiner Versteckstätte zusammen. Tränen flossen lautlos über seine staubbedeckte Wangen.

Er wusste nicht, wie lange er so daliegen blieb, in sich zusammengekugelt, als wolle er sich vor einer Welt schützen, die ihm feindlich und bedrohlich erschien. Die Sonne, die durch das dichte Blätterdach filterte, warf tanzende Lichtflecken auf den Waldboden, als wollte sie ihn an den unaufhaltsamen Lauf der Zeit erinnern. Er musste weg, einen Unterschlupf finden, einen sicheren Ort, an dem er sich vor den gnadenlosen Männern verstecken konnte.

Langsam, qualvoll richtete er sich auf, seine zitternden Beine drohten, ihn erneut zum Zusammenbruch zu bringen. Er warf einen letzten Blick auf Abenis Puppe, ein herzerreißendes Symbol zerbrochener Unschuld, bevor er sich in die dichte Vegetation stürzte, auf der Suche nach einem Weg, den nur er kannte. Ein Weg, der ihn, so hoffte er von ganzem Herzen, weit, sehr weit weg von dieser grünen Hölle führen würde.

Kapitel 2: Das makabre Versteckspiel

Die Sonne, einst Quelle des Lebens und der Freude, hatte sich in ein glühendes Auge verwandelt, das eine Welt im Chaos beäugte. Die Erde, verbrannt von den rastlosen Schritten nackter Füße, atmete einen beißenden Geruch nach Staub und Angst aus. Kayo, eine winzige Gestalt, die vom Menschenstrom hin und her geworfen wurde, umklammerte die schwielige Hand seiner Mutter, als hinge sein Leben davon ab. Um ihn herum entfesselte sich das Chaos mit der Wut eines wilden Tieres. Durchdringende Schreie zerrissen die Luft, vermischt mit dem dumpfen Schlag der Kriegstrommeln in der Ferne. Die Ruhe des Dorfes, einst geborgen im Gesang der Vögel und dem Lachen der Kinder, war nur noch eine ferne Erinnerung.

„Mama, wo ist Papa?“, flüsterte Kayo, die Stimme kaum hörbar im Getümmel, verriet aber den Schrecken, der ihr kleines Herz umschloss. Ihre Mutter, das Gesicht von Angst gezeichnet, drückte ihr nur beruhigend die Hand. Sie hatte weder Zeit noch Worte, um das Unerklärliche zu erklären.

Der Weg, der einst zur vertrauten und beruhigenden Waldlichtung führte, hatte sich in einen verschlungenen Pfad ins Ungewisse verwandelt. Äste kratzten Kayos Arme, Dornen verhakten sich in seinen abgetragenen Kleidern. Er stolperte häufig, seine kleinen Beine kämpften mit dem rasanten Tempo seiner Flucht.

„Abeni!“ Der Schrei seiner Schwester, scharf und herzerreißend, ließ Kayos Blut in den Adern gefrieren. Er drehte sich um und suchte mit seinen Augen nach der zarten Gestalt von Abeni, seiner Spielgefährtin, seinem kleinen Sonnenstrahl in einer Welt, die plötzlich finster geworden war.

„Halt nicht an, Kayo!“, dröhnte die Stimme seiner Mutter, rauh und eindringlich, und riss ihn aus seiner Starre. Er durfte nicht anhalten, das wusste er. Nicht jetzt. Der Wald, ihr uraltes Refugium, verschluckte sie in seinen grünen Tiefen und versprach Schutz und Dunkelheit.

Die frische Waldluft umhüllte sie mit einer feuchten, dichten Umarmung, als wollte sie sie dem Alptraum entreißen, der sich hinter ihnen abspielte. Kayo, atemlos und mit zitternden Beinen, klammerte sich an die Hand seiner Mutter und suchte in ihrer Berührung einen trügerischen Schutz vor der unsichtbaren Gefahr, die ihnen nachjagte. Um sie herum hatte sich das Chaos der Flucht in eine drückende Stille verwandelt, nur unterbrochen vom Rascheln des Windes in den Blättern und dem dumpfen Pochen des Blutes in Kayos Schläfen.

So lange, wie es ihnen vorkam, eine Ewigkeit, schritten sie voran, die Zeit verlor in diesem unaufhaltsamen Lauf jegliche Bedeutung. Der einst vertraute und tröstliche Wald

hatte sich in ein feindseliges Labyrinth verwandelt, in dem jeder Schatten eine Gefahr barg und jedes verdächtige Geräusch ihre Verdammnis ankündigte. Kayo, dessen Blick vom verzweiferten Antlitz seiner Mutter und der Erinnerung an Abenis Schrei verfolgt wurde, ließ sich von einem Überlebensinstinkt leiten, der seine Furcht überwand.

Ein leuchtend blauer Schmetterling, wie ein Hauch unwirklicher Heiterkeit in dieser plötzlich düster gewordenen Welt, tanzte um Kayo herum. Er verfolgte ihn mit seinen Augen, ein flüchtiges Lächeln umspielte seine Lippen. Der Schmetterling schien im Wind zu schweben, ein Versprechen von Freiheit und Sorglosigkeit in einem Meer der Angst. Er stellte sich vor, wie er zu Abeni flog, ihr eine Botschaft der Hoffnung brachte, ihr sagte, dass er da war, ganz in der Nähe, und dass er sie bald wiederfinden würde.

„Mama, schau! Der Schmetterling, er wird Abeni wiederfinden!“, flüsterte er, versuchte sich selbst von der Wahrheit seiner Worte zu überzeugen.

Ihre Mutter beugte sich zu ihm herunter, ein trauriges Lächeln umspielte ihre Lippen. „Ja, Kayo, der Schmetterling wird deine Schwester wiederfinden. Sie spielen Versteckspiel im Wald, das ist alles.“

Kayo klammerte sich an diese Worte wie ein Schiffbrüchiger an einen Rettungsring. Wenn seine Mutter es sagte, dann musste es stimmen. Abeni lebte, irgendwo im Wald, und sie würden sie bald wiederfinden. Der blaue Schmetterling, nach einem letzten unberechenbaren Flug um ihn herum, verschwand in der dichten Vegetation und trug ein Stück der Angst mit sich, die Kayos Herz umschloss.

Plötzlich tauchten sie in eine Lichtung ein, die von einem unwirklichen Licht erfüllt war. Inmitten dieser Szenerie, wie ein bedrohlicher Schatten im Herzen eines idyllischen Gemäldes, lag ein Mann am Boden. Sein schwächtiger Körper, zerrissen von klaffenden Wunden, schien den gierigen Fliegen ausgeliefert. Kayo, vor Angst wie erstarrt, hatte den Tod noch nie so nah erlebt. Er erkannte einen der Dorfjäger, einen starken und mutigen Mann, der ihm beigebracht hatte, die Spuren der Tiere im Staub zu lesen. Heute war er nur noch ein zerbrochenes Gerippe, ein stummer Zeuge der Gewalt, die über ihre Welt hereingebrochen war.

„Mama...“, flüsterte Kayo, die Kehle vor Entsetzen zugeschnürt.

Seine Mutter, das Gesicht von Kummer verzogen, zog ihn abrupt zu sich. "Schau nicht hin, Kayo! Komm, wir müssen gehen!"

Doch Kayo, von einer unbekannten Kraft angetrieben, löste sich aus dem Griff seiner Mutter und näherte sich dem leblosen Körper des Jägers. Durst nagte an ihm, ein brennender Durst, der seine Kehle auszutrocknen drohte. Da erinnerte er sich an die Ziegenlederflasche, die seine Mutter in aller Eile vor ihrer Flucht gefüllt hatte.

„Mama, er hat Durst...“, flüsterte er, seine Augen starr auf die rissigen Lippen des Jägers gerichtet.

Seine Mutter, die die Geste ihres Sohnes verstand, schwieg. Sie wusste, dass es sinnlos war, gegen die Reinheit seines Herzens anzukämpfen, gegen diese angeborene Empathie, die ihn dazu trieb, Leid zu lindern, selbst angesichts des Todes.

Kayo, mit unerwarteter Zartheit für sein junges Alter, sich dem Jäger nah und führte die Trinkflasche an seine Lippen. Er goss ein paar Tropfen frischen Wassers auf dessen ausgedörrte Zunge, in der Hoffnung auf ein unmögliches Wunder. Der Jäger zuckte leicht zusammen, ein rauer Stoss entwich seiner gequälten Brust. Er öffnete die Augen, zwei Brunnen der Pein und des Unverständnisses in einem ausgezehrten Gesicht. Er fixierte Kayo mit einem Blick, der den kleinen Jungen zu durchdringen schien, um sich in einer unerreichbaren Anderswelt zu verlieren. Dann, so plötzlich wie er sie geöffnet hatte, verschleierten sich seine Augen erneut, der Blick gerichtet auf einen unsichtbaren Horizont. Der Jäger war nicht mehr.

Der Todesschatten schien jede Blatt, jedes Grashalm in der Lichtung zu durchdringen. Kayo, von unsäglichlicher Angst gelähmt, spürte, wie die Welt um ihn herum kippte. Die Hand seiner Mutter, ein vertrauter Hafen im Sturm, hatte sich krampfhaft an seinen Arm geschlungen, ihre Finger zitterten wie Blätter im Wind. Ein erstickter Schrei entfuhr seinen Lippen, ein rauer Ton, der die drückende Stille des Waldes zerriss.

Kayo verstand nicht ganz, was geschehen war, doch er spürte, wie das Gewicht des Kammers wie eine bleierne Decke auf seine Mutter fiel. Niemals zuvor hatte er sie so weinen sehen, ihre brennenden Tränen hinterließen dunkle Spuren auf ihren sonnengebräunten Wangen. Es war, als ob ein Teil von ihr mit dem Jäger erloschen wäre und ein Stück der Helligkeit, die ihre Welt erhellte, mit ihm genommen hätte.

„Komm, Kayo.“ Die Stimme seiner Mutter, gebrochen vor Emotion, riss ihn aus seiner Starre. Schwerfällig richtete sie sich auf, ihr zierlicher Körper schien unter dem Gewicht der Verzweiflung zu sinken. Kayo folgte ihr, die Beine wackelig, klammerte sich an das brüchige Versprechen ihrer rauen Hand.

Sie drangen wieder in den Wald ein, ließen die stille Lichtung und den drohenden Schatten des Todes hinter sich. Kayo, der Blick fest auf die staubigen Fersen seiner Mutter gerichtet, konnte nicht umhin, ängstliche Blicke über die Schulter zu werfen. Er erwartete jeden Moment, dass der Jäger aufstand, dass er seine raue Stimme hörte, die sie aus den Tiefen des Waldes rief.

Der Wald, einst schützend und vertraut, hatte sich zu einem unheimlichen Ort verwandelt, bevölkert von bedrohlichen Schatten und unheilvollen Geräuschen. Der Wind, der durch die jahrhundertealten Bäume pfeff, schien ihnen drohende Worte ins Ohr

zu flüstern. Die Sonne, die durch das dichte Blätterdach filterte, zeichnete sich wandelnde Muster auf den Boden, der mit welken Blättern bedeckt war, als wollte sie ihnen die Zerbrechlichkeit ihres Daseins vor Augen führen.

Die Sonne sank am Horizont herab und malte den Himmel in orangefarbene und violette Töne. Die Schatten streckten sich in den Wald hinein, formten sich zu seltsamen und bedrohlichen Gestalten. Die Luft, schwer von Feuchtigkeit und dem betäubenden Duft von verrottendem Pflanzenwuchs, wurde von einer spürbaren Spannung erfüllt. Kayo, erschöpft von dem Marsch und der Angst, stolperte bei jedem Schritt. Die Hand seiner Mutter, einst Quelle des Trostes, erschien ihm nun fern, als hätte sich ein unsichtbarer Abgrund zwischen ihnen aufgetan.

Der Hunger nagte an ihm, ein bohrender Schmerz, der seine Eingeweide durchdrang. Auch der Durst quälte ihn, seine Kehle ausgetrocknet von Staub und zurückgehaltenen Tränen. Doch mehr als alles andere war es die Angst, die ihn gefangen hielt. Angst vor diesem bedrohlichen Wald, Angst vor den grausamen Männern, die seine Welt zerstört hatten, Angst, seinen Vater und seine kleine Schwester nie wiederzusehen.

„Mama, ich habe Hunger...“, raunte er mit heiserer Stimme, fast unhörbar.

Seine Mutter blieb abrupt stehen und zog ihn hinter einem Knäuel knochiger Wurzeln in Deckung. Sie beugte sich zu ihm herunter, ihr hageres Gesicht nur wenige Zentimeter von seinem entfernt. Ihre Augen, gewöhnlich sanft und funkelnd, erschienen nun erloschen, wie von jeder Lebensfreude entleert.

„Psst, Kayo“, flüsterte sie, ihre zitternde Stimme verriet ihre eigene Angst. „Wir dürfen keinen Lärm machen. Sie sind ganz in der Nähe.“

Kayo verstand nicht wirklich, wer „sie“ waren, aber er spürte, dass sie eine Bedrohung darstellten, eine feindselige Präsenz, die im Dunkeln lauerte. Er klammerte sich an seine Mutter, suchte vergeblich Schutz in ihren schlanken Armen. Das Rauschen des Windes in den Blättern erreichte ihn wie ein bedrohliches Flüstern, und er glaubte, in der Ferne gutturales Gelächter zu hören, das ihn vor Angst erstarren ließ.

Die Erde bebte unter ihren Füßen. Ein dumpfes Dröhnen, aus den Tiefen des Waldes kommend, steigerte sich in seiner Intensität, näherte sich mit erschreckender Geschwindigkeit. Mit vor Entsetzen geweiteten Augen erkannte Kayo schattenhafte Gestalten, die sich zwischen den Bäumen bewegten, wie Raubtiere, die ihre Beute in der Dunkelheit verfolgten. Ihre muskulösen, für den Krieg geformten Körper waren mit Narben und tribalen Malereien verziert, die ihnen ein wildes, beinahe dämonisches Aussehen verliehen. Sie trugen primitive, aber tödliche Waffen: spitze Speere, gespannte Bögen und lange Messer, deren Klingen unter den seltenen Sonnenstrahlen, die das dichte Blätterdach durchdrangen, glänzten.

Kayo hatte noch nie solche Männer gesehen. Sie glichen in keinster Weise den Jägern seines Dorfes, deren Gesichter vom Sonnenlicht gezeichnet und ihre Hände schwielig, aber tröstlich waren. Diese strahlten eine Aura kalter Gewalt aus, ein Durst nach Blut, der ihn vor Entsetzen erstarren ließ. Mit der unbändigen Weisheit eines Kindes, das mit dem Unsagbaren konfrontiert wird, erkannte er, dass diese Männer nicht gekommen waren, um zu sprechen, sondern um zu töten.

Seine Mutter drückte ihn schützend an sich, als wollte sie ihn vor diesem unerträglichen Anblick bewahren. Ihre Hand presste sich auf seinen Mund, um jeden Schrei, jeden Seufzer, jedes Lebenszeichen zu ersticken, das sie verraten könnte. Kayo ergab sich ihrer Umarmung, sein kleiner Körper zitterte vor Angst an der zarten Hülle seiner Mutter. Er schloss die Augen und hielt sich mit seinen kleinen, feuchten Händen die Ohren zu, als wolle er sich von der Außenwelt abschotten und sich einen illusorischen Zufluchtsort vor der umlauernenden Angst schaffen.

Die brüchige Barrikade aus Ästen brach unter dem Gewicht eines schweren Fußes. Kayo hielt den Atem an, sein Herz hämmerte wie ein gefangener Vogel gegen seine Rippen. Der beißende Geruch von Schweiß und Holzrauch kroch zu ihm herauf und bestätigte seine schlimmsten Befürchtungen. Sie waren da, ganz nah, ihre rauen Stimmen hallten wie fallende Steine in einem unendlichen Schacht wider.

Ihre Mutter, das Gesicht von Angst verzogen, zog sie fester an sich. Ihre Augen, zwei schwarze Pfützen in der Dunkelheit, fixierten ihn mit ungewöhnlicher Intensität. „Hab keine Angst, Kayo“, flüsterte sie, ihre Stimme kaum hörbar. „Mama ist hier.“

Doch seine Worte, anstatt ihn zu beruhigen, verstärkten seine Angst nur noch. Er spürte, wie die Furcht in ihr pulsierte wie eine bis zum Anschlag gespannte Saite, bereit, bei jedem Hauch zu zerreißen. Noch nie hatte er sie so zerbrechlich, so menschlich gesehen. Die ruhige Stärke, die sie normalerweise umgab, die ihn vor den Gefahren der Welt schützte, schien verschwunden zu sein und hatte einer Verletzlichkeit Platz gemacht, die ihn entsetzte.

Die Stimmen kamen näher, begleitet vom unheilvollen Knacken von Ästen, die unter schweren Schritten brachen. Kayo schloss die Augen und drückte sich an seine Mutter, als ob ihre bloße Gegenwart ihn unsichtbar machen könnte. Mit aller Kraft wünschte er sich, in die feuchte Erde zu versinken, ein Stein, eine Wurzel, irgendetwas anderes zu werden als dieser kleine, verängstigte Junge, der dem nahenden Unheil hilflos ausgeliefert war.

Eine drückende, unendliche Stille senkte sich über den Wald und verstärkte jedes Geräusch, jeden Atemzug. Kayo spürte das Blut in seinen Schläfen hämmern, das Rascheln der welken Blätter unter den Schritten der Männer, die sich näherten. Er stellte

sich ihre von Sonne und Krieg gezeichneten Gesichter vor, ihre kalten, grausamen Augen, die jeden Winkel des Waldes nach leichter Beute absuchten.

Plötzlich zerriss ein Schrei die Luft, ein schriller, herzzerreißender Ton, der Kayos Blut in Eis verwandelte. Er erkannte sofort Abenis Stimme, seine kleine Schwester, die ihre Angst in die feindliche Weite des Waldes schrie. Die Welt stand still. Ein blitzartiger Schmerz, wie ein Blitz, der einen sommerlichen Himmel spaltet, durchfuhr sein Herz. Abeni!

Ergriffen von einem Instinkt, der stärker war als die Angst, von dem unbändigen Bedürfnis, seine kleine Schwester zu schützen, versuchte er sich aus dem Griff seiner Mutter zu befreien. Doch ihre Hand, zu einer eisernen Faust geworden, hielt ihn gefangen. "Nein, Kayo!", zischte sie ihm ins Ohr, ihr Gesicht verzerrt von Angst. "Rühr dich nicht, bitte!"

Kayo rang sich stumm, Tränen strömten in Strömen über seine staubbedeckten Wangen. Er verstand nicht, warum seine Mutter ihn daran hinderte, Abeni zu helfen, warum sie ihn zwang, sich zu verstecken, während seine Schwester in Gefahr war. Es war ungerecht, grausam, unerträglich! Er hasste diesen Wald, diese Männer, diese Welt, die in Wahnsinn und Gewalt versunken war und ihn von denen trennte, die er liebte.

Ein weiterer Schrei, kürzer, rauer, hallte durch den Wald, gefolgt von einer eisigen Stille. Kayo erstarrte, sein schlanker Körper zuckte krampfhaft. Mit erschütternder Gewissheit wusste er, dass dieser Schrei, der letzte Schrei seiner kleinen Schwester, für immer im gleichgültigen Schweigen des Waldes versunken war.

Ein dunkler Schleier legte sich über Kayos Welt. Die Schreie, der Wald, die zitternde Hand seiner Mutter – alles verschwamm zu einem Strudel unsäglichen Schmerzes. Ein Teil von ihm, der unschuldige Teil, der sich an blauen Schmetterlingen erfreute und Geschichten aus Wolken webt, war mit Abenis Schrei gestorben. Er weinte nicht einmal. Der Schmerz war zu tief, zu brutal für Tränen.

Seine Mutter, das Gesicht von einer Pein gezeichnet, die er sich nicht einmal vorstellen konnte, riss ihn grob mit sich, zwang ihn, ihr in die Tiefen des Waldes zu folgen. Jetzt rannten sie, blindlings, stießen gegen Bäume, stürzten sich in dorniges Gestrüpp, Blut vermischte sich mit Tränen und Schweiß auf ihrer zerrissenen Haut.

„Mama...“ Das Wort, kaum mehr als ein rauer Atemzug, erstickte in seiner ausgetrockneten Kehle. Er wollte sie fragen, wo Abeni sei, warum sie nicht mehr schrie, warum sie sie zurückließen. Doch die Worte verweigerten ihm den Dienst, gefangen in einem Knoten aus Angst und Verzweiflung, der ihn würgte. Sie rannte, die Augen auf den unsichtbaren Pfad gerichtet, der sie durch die grüne Hölle führte. Sie rannte wie eine besessene Frau, als hing ihr eigenes Leben von jedem Schritt, jedem Atemzug ab. Und

vielleicht war es auch so. Vielleicht hatte der Teil von ihr, der sich noch an das Leben, an die Hoffnung klammerte, nur noch ein Ziel: ihren Sohn zu retten, das letzte Überbleibsel einer zerbrochenen Welt.

Sie erreichten den Rand einer tiefen Schlucht, eine klaffende Wunde im grünen Herzen des Waldes. Die tief stehende Sonne entzündete die Felswände in einem blutroten Schein. Unten, weit unten, dröhnte ein Schlammstrom seinen Zorn heraus, ein wütender Drache, gefangen in seinem steinernen Gefängnis.

Kayo wich zurück, überwältigt von Schwindel. Der stechende Geruch von Feuchtigkeit und verrottender Vegetation stieg ihm in die Nase und verursachte Übelkeit. Er spürte die Hand seiner Mutter, die sich fester um seine legte, ein brennender Kontakt, der ihn in die unmittelbare Realität der Gefahr zurückholte.

„Du musst hindurch, Kayo.“ Seine Stimme, rau und schwach, war nur noch ein Flüstern, das der Wind trug.

Kayo blickte zu ihr auf, Unverständnis und Entsetzen spiegelten sich in seinen Augen wider. „Aber... Mama... das ist zu hoch... ich kann nicht...“

Ein schmerzvolles Lächeln umspielte die rissigen Lippen seiner Mutter. „Du bist stärker, als du denkst, Kayo. Du kannst es schaffen. Für mich. Für... für Abeni.“

Der Name seiner Schwester, mit unendlicher Trauer ausgesprochen, durchfuhr Kayos Körper wie ein elektrischer Schlag. Abeni... Er sah ihr lachendes Gesicht vor sich, ihre kleinen, pummeligen Hände, die sich an seinen klammerten, den kristallklaren Klang ihrer Stimme, die die uralten Melodien ihres Volkes sang. Abeni... für immer gegangen, von dem feindseligen Wald verschluckt, wie ein zerbrochenes Spielzeug zurückgelassen.

Ein plötzlicher, unvernünftiger Zorn überkam seine Angst. Er wollte nicht sterben. Er wollte nicht wie Abeni enden, verlassen in der feindlichen Dunkelheit des Waldes. Er wollte leben, für sie, um ihr Andenken zu ehren, um die Monster nicht siegen zu lassen.

Er nahm einen tiefen Atemzug, spürte die frische Nachtluft in seinen Lungen brennen. „Wie macht man das?“, fragte er mit rauher, entschlossener Stimme.

Ihre Mutter blickte ihn an, ein Schimmer der Hoffnung entzündete sich in ihren erloschenen Augen. "Komm mit, Kayo, und blicke nicht hinunter."

Sie klammerten sich aneinander, zwei winzige Wesen angesichts der bedrohlichen Weite des Nichts. Der Boden, brüchig und wackelig, bröckelte unter ihren Füßen, jeder Schritt brachte sie dem Abgrund ein Stück näher. Kayo, das Herz rastlos klopfend, starrte auf die schwieligen Hände seiner Mutter, die sich wie Vogelfänge an die rutschigen Felsen

klammerten. Er wagte nicht mehr zu atmen, vor Angst, das prekäre Gleichgewicht ihres gefährlichen Abstiegs zu stören.

Die Sonne, die am fernen Horizont unterging, entzündete den Himmel in orangen und violetten Farbtönen und verwandelte den tosenden Strom in ein Band aus flüssiger Obsidiane, das sich am Grund des Abgrunds schlängelte. Das ohrenbetäubende Dröhnen des Wassers, verstärkt durch die besondere Akustik der Schlucht, hallte in Kayos Brust wider wie ein Trommelwirbel, der ein schicksalhaftes Ende ankündigte.

„Halte durch, Kayo“, flüsterte ihre Mutter, die Stimme angespannt von der Anstrengung. „Wir sind fast da.“

Kayo umklammerte die Hand seiner Mutter fester, seine kleinen Finger wurden weiß vor Anstrengung. Er verstand nicht, wie sie es schaffen sollten, wie diese steile Klippe zu etwas anderem führen konnte als zum sicheren Tod. Doch er klammerte sich an die schwindende Hoffnung, dass seine Mutter, unerschöpfliche Quelle des Mutes und des Trostes, einen Weg zur Sicherheit finden würde, wie sie es immer getan hatte.

Mit kurzen Atemzügen, die Muskeln von einer Anstrengung gequält, die er für unmöglich gehalten hatte, spürte Kayo, wie sich der Boden unter seinen Füßen festigte. Festes Land. Er hob den Kopf, die Augen gegen das Abendlicht zusammengekniffen, das durch die Bäume filterte. Sie hatten es geschafft. Sie hatten den Abgrund überquert.

Ein raues Schluchzen entwich den Lippen seiner Mutter. Sie sank auf den feuchten Boden und zog Kayo mit sich. Er spürte, wie ihr Körper gegen ihn zitterte, geschüttelt von unkontrollierbaren Krämpfen. Diesmal war es nicht die Angst, sondern die Erleichterung, die Erschöpfung, das Loslassen einer Spannung, die bis an die Grenze gehalten worden war, was sich wie eine Ewigkeit angefühlt hatte.

Kayo, selbst am Rande des Zusammenbruchs, klammerte sich an sie und schöpfte aus der zarten Wärme ihres Körpers einen Funken Trost in dieser Welt, die sich in einen Alptraum verwandelt hatte. Um sie herum atmete der Wald einen schweren, beinahe bedrohlichen Schweigen, als ob die Natur selbst den Atem anhielt und diese beiden winzigen Wesen beobachtete, die es gewagt hatten, ihre unbarmherzigen Gesetze zu trotzen.

„Mama...“, flüsterte Kayo, ihre Stimme rau, verschwand im Rauschen des Windes durch die Blätter. „Wo ist Papa? Wo ist Abeni?“

Die Frage, die er seit Beginn ihrer rastlosen Flucht tief in seinem Hals zurückhielt, brach schließlich hervor und zerriss das zerbrechliche Gleichgewicht ihres stillen, verständnisvollen Schweigens. Kayo wusste, mit der instinktiven Weisheit von Kindern, die mit dem Unsagbaren konfrontiert sind, dass die Antwort auf seine Frage nicht die sein

würde, die er zu hören hoffte. Doch er musste es wissen, er musste die Mauer des Schweigens und der unausgesprochenen Worte durchbrechen, die sich zwischen ihm und seiner Mutter aufgebaut hatte.

Ihre Mutter richtete sich langsam auf, als ob jede Bewegung ihr übermenschliche Anstrengung abverlangte. Ihre Augen, die sonst so lebendig und lachend waren, waren matt, von einer unfassbaren Traurigkeit getrübt. Sie führte ihre Hand an ihre Lippen, zögerte einen Moment lang, als suche sie nach den richtigen Worten, nach Worten, die das Udenkbare mildern, das Unerträgliche erträglich machen könnten.

„Sie... sie sind gegangen, Kayo“, flüsterte sie schließlich, ihre Stimme gebrochen von Tränen. „Weit weg, sehr weit weg, an einen Ort, wo es keine Gefahr mehr gibt.“

Kayo starrte ihn an, die Augen weit aufgerissen, unfähig zu glauben, zu begreifen. Weg? Was bedeutete "weg"? Wohin waren sie gegangen, ihr Vater, ihre Schwester, ohne sie, ohne einen Blick, ein Abschied?

„Aber ... wo sind sie hingegangen? Wann kommen sie zurück?“, stotterte er, klammerte sich an den winzigen Hoffnungsschimmer einer Rückkehr, eines unmöglichen Wiedersehens.

Seine Mutter beugte sich zu ihm hinunter und zog ihn in ihre Arme. Er spürte ihre warmen Tränen, die über seine heiße Haut liefen, eine stille Flut, die Schmerz ausdrückte, viel mehr als Worte es je könnten.

„Sie werden nicht zurückkehren, Kayo“, flüsterte sie, ihre Stimme zerrissen von Schluchzen. „Sie sind... für immer gegangen.“

Kayos Welt stürzte ein. Kein Lärm, kein Erdbeben, nur ein innerer Kollaps, ein abgründiger Leere, die sie verschluckte, sie in eine sternenlose Nacht hinabzog. Ihr Vater, ihr Held, der die bösen Träume vertreiben und Geschichten von unbesiegbaren Kriegen erzählen konnte, war nicht mehr da. Abeni, ihre kleine Schwester, ihr Sonnenstrahl, die nach Vanille und reifen Früchten roch, war für immer verschwunden.

Er weinte nicht, schrie nicht. Er blieb da, festgehalten in der Umarmung seiner Mutter, der Körper versteinert von einem Schmerz, der zu groß, zu tief für Tränen war. Er war allein, nun, ein winziges Boot, das treibend auf einem Meer der Stille und Verzweiflung dahindriftete.

Kapitel 3: Die Stille nach dem Sturm

Die Stille, schwer und bedrückend wie ein Grabstein, hatte die Schreie und Detonationen ersetzt. Der Wald, einst vertraut und einladend, war zu einem feindlichen Labyrinth geworden, heimgesucht von den Schatten der Vergangenheit. Kayo, an seine Mutter gepresst, schritt zögerlich voran und stolperte über die knochigen Wurzeln, die den Pfad versperrten. Sein kleiner Körper war von Müdigkeit gebeugt, seine Augenlider schwer vom Schlaf, doch er wagte es nicht, sich zu beklagen.

Er spürte die Traurigkeit seiner Mutter wie eine bleierne Last auf seinen Schultern. Sie sang nicht mehr beim Gehen, zeigte ihm nicht mehr die schelmischen Affen, die von Ast zu Ast schwingen. Ihr Gesicht war verschlossen, gezeichnet von einem stillen Schmerz, der ihm das Herz zusammenschnürte.

So lange schritten sie, Stunden, vielleicht Tage, Kayo hatte den Überblick über die Zeit verloren. Die Sonne, eine feurige Scheibe durch das Blätterdach, stieg und sank in einem Himmel, der ihrer Not gleichgültig gegenüberstand. Der Hunger nagte an seinem Magen und verwandelte jeden Schritt in eine übermenschliche Anstrengung. Er hatte nur ein paar schnell gepflückte Beeren gekostet, die seine Mutter ihm in die Hand gedrückt hatte, ihr säuerlicher Saft reichte kaum, um den Durst in seiner Kehle zu stillen.

An einem Abend, als die Dämmerung den Himmel in violetten und orangenen Farbtönen tauchte, erreichten sie eine weitläufige Lichtung. Inmitten dieser Lichtung stand eine Ansammlung notdürftig errichteter Hütten, schnell zusammengezimmert aus Ästen und Tierhäuten. Ein bläulicher Rauch stieg aus improvisierten Feuerstellen empor, trug mit sich einen eigentümlichen Geruch, eine beißende Mischung aus verbranntem Holz und unbekannter Speise.

Kinder mit hohlen Bäuchen und scheuen Blicken spielten in der Nähe eines halb ausgetrockneten Brunnens, ihr Lachen gedämpft, als ob sie befürchteten, Aufmerksamkeit zu erregen. Magere Frauen, ihre Gesichter von Müdigkeit und Sorge gezeichnet, waren um die Feuer beschäftigt, ihre Bewegungen langsam und mechanisch. Alte Menschen saßen schweigend da, ihr Blick ins Leere gerichtet, als hätten sie bereits den Ozean des Leids durchquert und die Ufer der Resignation erreicht.

Kayo blieb abrupt stehen, seine Hand umklammerte die seiner Mutter fester. Er erkannte nichts von diesem unbekannten Ort, von diesen fremden Gesichtern, die sie mit einer Mischung aus Neugier und Misstrauen beobachteten. Das Geräusch des Waldes, mit seinem Vogelgezwitscher und seinen beruhigenden Rascheln, schien ihm dem drückenden Schweigen, das hier herrschte, vorzuziehen, einem Schweigen, das nur selten von einem Schrei, einem erstickten Schluchzen unterbrochen wurde, als ob das Leid selbst es nicht wagte, sich zu laut zu äußern.

Eine Frau, deren Gesicht von tiefen Falten durchzogen war, die wie Flüsse auf einer alten Karte wirkten, näherte sich ihnen. Sie trug ein Kleid aus grobem Stoff, von Sonne und Zeit ausgebleicht, und ein farbenfroher Schal verbarg ihr graues Haar. Ihre schwarzen Augen, durchdringend wie die eines Adlers, musterten Kayo und ihre Mutter mit beunruhigender Intensität.

„Kommen Sie von weit her?“, fragte sie mit rauer, vom Kummer gezeichneter Stimme.

Kayos Mutter nickte, ohne ein Wort zu sagen. Die alte Frau schien zu verstehen. Mit einer müden Geste deutete sie auf eine freie Stelle neben einem Lagerfeuer, wo geschwärzte Töpfe auf glühenden Steinen standen.

Setzen Sie sich, schöpfen Sie neue Kraft. Hier teilen wir das Wenige, das wir besitzen.

Kayo und seine Mutter setzten sich vorsichtig auf eine Matte aus geflochtenem Schilf, bewusst der Blicke, die auf sie gerichtet waren. Ein junges Mädchen, kaum älter als Kayo, reichte ihnen zwei Holzschalen, gefüllt mit dampfender Suppe. Der Geruch, ein seltsames Zusammenspiel von Gewürzen und unbekannten Gemüsesorten, ließ Kayos Magen knurren. Er führte die Schale an seine Lippen und trank in kleinen Schlucken, genießend die Wärme der Flüssigkeit, die sich in seinem geschwächten Körper ausbreitete.

Am Feuer entflammten die Gespräche nach und nach wieder, wie ein Bach, der seinen Lauf nach einem Gewitter wiederfindet. Kayo hörte zu, ohne wirklich zu verstehen, versunken in seine düsteren Gedanken. Wo waren sein Vater und Abeni? Waren sie in Sicherheit? Fröstelten und hungerten sie wie er?

Die Nacht brach über das Lager herein, schnell und unaufhaltsam wie eine Pantherin, die sich auf ihre Beute stürzt. Unzählige Sterne funkelten am tiefschwarzen Himmel, gleich Diamanten, die auf schwarzem Samt verstreut lagen. Kayo drückte sich an ihre Mutter, suchte vergeblich nach ihrer gewohnten Wärme. Sie war weit entfernt, sehr weit entfernt, gefangen in einer steinernen Stille, die Augen auf die tanzenden Flammen gerichtet, die ihre letzten Erinnerungen an Glück zu verschlingen schienen.

Ein leises Rascheln im Gebüsch liess Kayo zusammenzucken. Er drehte sich abrupt um, sein Herz schlug wie wild. Ein leuchtend blauer Schmetterling setzte sich sanft auf den Rand seiner Schale, seine zarten Flügel zitterten leicht. Kayo betrachtete ihn mit Staunen, für einen Moment vergaß er seine Angst. Der Schmetterling schien ihm zuzulächeln, als wollte er ihm sagen, dass Schönheit und Magie auch an den dunkelsten Orten existieren können.

Dann schwang er sich mit einem Flügelschlag in die sternenübersäte Nacht, und hinterließ nur eine flüchtige Erinnerung an Farbe und Leichtigkeit.

Am nächsten Morgen erwachte Kayo mit einem seltsamen Gefühl, einer Mischung aus Hoffnung und Beklommenheit. Er hatte von dem blauen Schmetterling geträumt. Er hatte ihn über dem Wald fliegen sehen, seinen Vater und Abeni zu einem Dorf führend, in dem Frieden und Fülle herrschten. War es ein Zeichen? Ein Vorbote?

Seine Mutter schlummerte noch, das Gesicht hager und bleich im grauen Licht der Morgendämmerung. Kayo richtete sich lautlos auf und schlich zum Brunnen. Er beugte sich über die klaffende Öffnung und spähte in die dunklen Tiefen, in denen sich der noch bleiche Himmel spiegelte. Eine Hand legte sich auf seine Schulter. Er zuckte zusammen und drehte sich um. Es war die alte Frau mit den Adleraugen.

„Lass dich nicht von der Traurigkeit erdrücken, Kleiner“, sagte sie mit sanfter Stimme, dieses Mal. „Verzweiflung ist eine Falle, gefährlicher als der dunkelste Wald. Bewahre die Hoffnung. Sie ist die einzige Waffe, die wir gegen die Finsternis haben.“

Kayo sah sie mit weit aufgerissenen Augen an. Er verstand nicht alles, was sie sagte, aber er spürte in ihr eine gewaltige Kraft, einen unerschütterlichen Willen, der ihn faszinierte.

„Wo sind mein Vater und meine Schwester hingegangen?“, fragte er schließlich, seine Stimme kaum lauter als ein Flüstern.

Die alte Frau zögerte einen Moment lang und seufzte dann schwer.

„Sie sind Hilfe holen gegangen“, antwortete sie und strich ihm über das Haar. „Sie werden bald zurück sein, keine Sorge.“

Kayo wollte ihr glauben, er wollte es wirklich. Aber tief in ihm sagte eine kleine Stimme, dass die alte Frau ihm die Wahrheit verheimlichte. Er spürte, dass etwas Schreckliches passiert war, etwas, das seine Familie für immer zerrissen hatte.

Der Tag zog sich langsam hin, getaktet von den Aufgaben des Lagers und dem Gemurmel der Gespräche in einer Sprache, die Kayo nicht verstand. Er klammerte sich an seine Mutter, beobachtete die anderen Kinder, die mit Holzstückchen und Steinen spielten, ihre Gesichter mit Erde und Asche verschmiert. Ihre Unbekümmertheit verwirrte ihn, ein Geheimnis, das so tiefgründig war wie das Schweigen seiner Mutter.

Eine Gruppe von Männern, die Gesichter vom Mühen und Staub gezeichnet, erreichte das Lager am späten Nachmittag. Sie trugen einfache Waffen und blickten finster, und ihr Erscheinen ließ die zaghaft aufkeimende Fröhlichkeit erstarren. Kayo spürte, wie sich seine Mutter neben ihm verspannte, ihr Atem kurz und abgehackt, wie nach einem langen Lauf.

Ein Mann, massiger als die anderen, trat auf ihre kleine Gruppe zu. Eine dicke Narbe zog sich über sein Gesicht, von der Stirn bis zum Kinn, und verlieh ihm das Aussehen einer

grob geschnitzten Holzstatue. Er sprach ein paar Worte mit der alten Frau, seine tiefe, gutturale Stimme klang wie das Grollen eines Tieres. Kayo verstand nicht, was sie sagten, aber er spürte die Spannung in jeder Silbe, in jedem Blick. Er drückte die Hand seiner Mutter, suchte vergeblich Trost in ihrem Kontakt.

Die alte Frau antwortete dem Mann, ihre Stimme zitterte, aber sie klang fest. Mit dem Kinn deutete sie auf einige Familien, die um ein Feuer versammelt waren, und dann auf Kayo und seine Mutter. Der Mann musterte jedes Gesicht, sein Blick war kalt und durchdringend wie eine scharfe Klinge. Als er sich Kayo zuwandte, spürte dieser, wie ihm das Herz in der Brust zusammenschnürte. Der Mann fixierte ihn mit einer seltsamen Intensität, einem Gemisch aus Neugier und Verachtung, das ihn die Augen senken ließ.

Plötzlich zerriss ein schriller Schrei die Stille des Abends. Abeni, ihre kleine Schwester, schoss hinter einer Hütte hervor, ihre kleinen Beine flitzten auf sie zu. Ihr Gesicht war verzerrt von Angst, ihre Augen groß wie die eines verfolgten Tieres.

„Mama!“, kreischte sie, ihre Stimme dünn und hoch wie das Pfeifen eines verletzten Vogels.

Kayo sprang auf, das Herz hämmerte ihm in der Brust. Noch nie hatte er seine Schwester in solch einem Zustand gesehen, sie, die sonst so fröhlich und lebensfroh war. Seine Mutter schoss auf, ein Schrei des Entsetzens stockte ihr im Hals. Doch bevor sie einen Schritt tun konnte, stürzten sich zwei Männer auf Abeni, ihre starken Hände packten sie wie eine Stoffpuppe.

Abeni kämpfte mit aller Kraft, ihre schrillen Schreie hallten durch die Dämmerung. Kayo wollte sich stürzen, sie vor ihren Angreifern beschützen, doch seine Mutter hielt ihn mit eisernem Griff zurück.

„Nein, Kayo!“, zischte sie, das Entsetzen verzerrte ihr Gesicht. „Wir müssen gehen, schnell!“

Sie zog ihn an der Hand, riss ihn in einem wilden Lauf durch das Lager. Hinter ihnen vermischten sich Abenis Schreie mit dem grausamen Gelächter der Männer zu einem höllischen Lärm, der jeden Winkel ihres Seins heimsuchte.

Sie rannten, bis ihre Lungen brannten und ihre Beine zu versagen begannen, und stürzten sich in die dichte, dunkle Dunkelheit des Waldes, ein unsicherer und unzuverlässiger Schutz. Der kaum sichtbare Pfad schlängelte sich unter dem dichten Blätterdach hindurch, zwischen riesigen Bäumen, deren massive Stämme wie unüberwindbare Mauern aufragten.

Seine Mutter hielt seine Hand, feucht und zitternd, mit verzweifelter Kraft fest. Kayo, der Atem kurz und abgehackt, kämpfte gegen die Angst, die ihn zu verschlingen drohte. Er

spürte das Chaos in den dumpfen Schlägen seines Herzens, dem Knistern der Äste unter den eiligen Schritten, den heiseren Schreien in der Ferne, die die zunehmende Dunkelheit durchdrangen.

„Schneller, Kayo“, keuchte seine Mutter, ihr blasses Gesicht von einem Mondstrahl erhellt, der durch das Blätterdach lugte. „Wir müssen uns verstecken, schnell!“

Sie erreichten eine steile Klippe, deren schwarzes Gestein in eine unendliche Tiefe stürzte. Aus dem Abgrund dröhnte das dumpfe Grollen eines Flusses, eine bedrohliche Melodie, die Kayo das Blut in den Adern gefrieren ließ.

„Kein Zurück mehr“, flüsterte seine Mutter, die Augen fieberhaft umherirrend, auf der Suche nach etwas, das sie nicht finden konnte.

Ein schmaler Spalt, fast unsichtbar unter einem Wasserfall aus Lianen und knorrigen Wurzeln, bot einen Hauch von Schutz. Seine Mutter stürzte sich als Erste hinein und zog Kayo hinter sich her. Er fand sich an sie gepresst wieder, sein zarter Körper von ihrer fiebrigen Wärme umhüllt, ihr vertrauter Geruch von Holzrauch und feuchter Erde.

Das Knacken von brechenden Ästen und das Dröhnen heiserer Stimmen näherte sich, eine greifbare Gefahr, die Kayos Kehle zuschnürte. Seine Mutter, die Augen geschlossen, murmelte unverständliche Worte, ein Gemisch aus Gebeten und Flehen an unsichtbare Geister.

Die Zeit schien stillzustehen, jede Sekunde dehnte sich ins Unendliche. Kayo, an seine Mutter gekuschelt, lauschte dem Schweigen des Waldes, spähte nach dem kleinsten Geräusch, sein Herz schlug bis zum Zerreißen. Niemals zuvor hatte er die Zerbrechlichkeit seines Daseins so deutlich gespürt, die unsichtbare Präsenz des Todes, der um sie herum lauerte, auf der Lauer, geduldig und grausam.

Eine schwere Stille folgte dem Abzug der Männer. Eine Stille, die noch bedrohlicher war als die der Wälder, denn sie war durchdrungen von Angst und Bedrohung. Kayo, an seine Mutter gekuschelt, spürte, wie ihr Körper zitterte, nicht vor Kälte, sondern vor einer Angst, die bis ins Mark durchdrang.

Sie warteten lange, eine Ewigkeit aus der Perspektive eines fünfjährigen Kindes, bevor seine Mutter sich endlich entschloss, sich zu bewegen. Mit der Vorsicht eines gejagten Tieres schlüpfte sie aus ihrem Versteck, gefolgt von Kayo, der zögerlich, mit wackeligen Beinen hinterhertappte.

Der Himmel hatte sich zugezogen und verhüllte den Mond hinter einem undurchsichtigen Schleier bedrohlicher Wolken. Die Luft war schwer und schwül, durchtränkt von einer klebrigen Feuchtigkeit, die an Kleidung und Haut klebte. Kayo, das Gesicht von Tränen

und Erde verschmiert, folgte seiner Mutter wie ein Schatten und klammerte sich an ihren durchnässten Wickelrock.

Sie wanderten lange, in stiller Schweigsamkeit, um die riesigen Bäume herum, die sich wie bedrohliche Riesen vor ihnen auftürmten. Der Pfad, kaum sichtbar unter den welken Blättern und abgebrochenen Ästen, schlängelte sich durch den Wald und führte sie immer weiter weg von ihrem Dorf, von ihrem früheren Leben.

Plötzlich stolperte Kayo über ein weiches, unförmiges Hindernis. Er blickte auf, sein Herz hämmerte in seiner Brust. Ein Mann lag auf dem Boden, der Körper leblos und verzerrt, die Augen weit aufgerissen und leer. Eine Blutlache breitete sich um ihn herum aus und färbte die Erde in einem dunklen, unwirklichen Farbton.

Kayo hatte die Todesnähe noch nie so deutlich wahrgenommen. Er stand wie erstarrt, von Angst gelähmt, unfähig, den Blick von diesem makabren Schauspiel abzuwenden. Sein Vater hatte ihm oft von den Gefahren des Waldes erzählt, von wilden Tieren und bösen Geistern, die ihn heimsuchten. Aber nie hatte er ihn auf das vorbereitet, was sich nun vor seinen Augen abspielte: die rohe, brutale Wirklichkeit des Todes, der sich über einen Menschen ergoss.

Seine Mutter, das Gesicht bleich und angespannt, zog ihn plötzlich an der Hand.

„Schau nicht hin, Kayo“, flüsterte sie mit heiserer Stimme. „Komm, wir müssen hier weg.“

Sie zog ihn vom leblosen Körper weg, beschleunigte ihren Schritt, als ob sie befürchtete, der Tod würde sie einholen. Kayo, dessen Herz immer noch wild hämmerte, warf flüchtige Blicke zurück, überzeugt davon, dass der Mann aufstehen und ihnen in der dunklen Nacht nachjagen würde.

Das Bild des toten Mannes, tief in seinem Inneren eingegraben, trieb Kayo weiter, jeder Schritt eine Qual, sein zierlicher Körper zitterte von Schauern, die nichts mit der Kühle der Nacht zu tun hatten. Der Wald, einst ein vertrauter Spielplatz, hatte sich in ein bedrohliches Labyrinth verwandelt, jeder Schatten nahm die Gestalt einer lauernenden Bestie an, jedes Rascheln von Blättern signalisierte eine drohende Gefahr.

Seine Mutter, eine zarte Gestalt, die sich vor dem schattenhaften Hintergrund abzeichnete, schritt mit müden Schritten voran, den Kopf gesenkt, als ob sie das Gewicht der Welt auf ihren gebeugten Schultern tragen würde. Sie sang nicht mehr, flüsterte keine beruhigenden Worte mehr. Ihre Stille, schwerer als die Dunkelheit, die sie umhüllte, spiegelte einen unsäglichem Schmerz wider, eine klaffende Wunde, die stillschweigend blutete.

An einer gewundenen Pforte, gesäumt von Bäumen mit knochigen, skelettartigen Stämmen, zog eine flackernde Lichtspur ihre Aufmerksamkeit auf sich. Ein zögerliches Feuer, gleich einem Licht-Schmetterling, der sich in der Dunkelheit verirrt hatte, tanzte in der Ferne und deutete auf eine menschliche Präsenz hin.

Die Hoffnung, zart wie ein Halm Stroh im Sturm, erblühte neu in Kayos Herz. Ein Heim bedeutete Wärme, Schutz, vielleicht sogar Nahrung. Und vor allem: die Chance, seinen Vater und seine Schwester wiederzufinden, deren Abwesenheit ein nagendes Loch in seiner Brust hinterließ.

Seine Mutter, die die Veränderung in seinem Gang wahrnahm, richtete sich leicht auf, ein Hoffnungsschimmer erhellte ihre gezeichneten Züge. Ohne ein Wort nahm sie Kayos Hand und wagte sich vorsichtig in Richtung des Lichts.

Je näher sie kamen, desto deutlicher wurde das Knistern des Feuers, begleitet von einem Flüstern von Stimmen, tief und gedämpft, als wollte man die Stille des Waldes nicht stören. Kayo glaubte, die tiefe Klangfarbe seines Vaters zu erkennen, der eine seiner fesselnden Geschichten am Feuer erzählte, und sein Herz schlug schneller, ein Gemisch aus Hoffnung und Beklommenheit überkam ihn.

Schließlich erreichten sie eine kleine Lichtung, die in ein warmes, oranges Licht getaucht war. Ein fröhliches Lagerfeuer knisterte im Zentrum und warf tanzende Schatten auf die umliegenden Baumstämme. Am Rande der Flammen saß ein Mann, den Rücken an einen riesigen Felsen gelehnt, und hielt in seinen Armen eine zierliche Gestalt, die in eine dicke Decke gehüllt war.

Kayo blieb abrupt stehen, der Atem stockte ihr in der Kehle. Es war nicht ihr Vater. Der Mann, mit dem von der Sonne geerbten, dunklen Gesicht, hatte den harten, distanzierten Blick eines Kriegers. Er fixierte die Neuankömmlinge mit einer Mischung aus Neugier und Misstrauen.

Die Enttäuschung traf Kayo wie ein Schlag, kalt und bitter wie eine leere Wasserflasche. Ihr Vater war nicht da. Abeni auch nicht. Die Leere in ihrer Brust dehnte sich aus und drohte sie ganz zu verschlingen.

Die Hoffnung, jene flackernde Flamme, die in Kayos Herz bei Anblick des Lagerfeuers wieder aufgeleuchtet war, erlosch so schnell, wie sie entbrannt war. Das unbekannte Gesicht des Mannes, die schlanke Gestalt in seinen Armen, die nicht seiner Schwester gehörte, alles trug dazu bei, den stechenden Schmerz ihres Verschwindens neu zu entfachen. Die Welt um ihn herum verblasste, schrumpfte zu einem trüben und feindseligen Gemälde.

Seine Mutter, das Gesicht von einer Müdigkeit gezeichnet, die sie von innen heraus zu zerfressen schien, näherte sich mit zögerlichen Schritten dem Feuer. Der Mann hob den Kopf und sein Blick durchmaß jedes Detail ihres Aussehens: ihre zerrissenen, mit Erde befleckten Kleider, ihre von Furcht und Erschöpfung gezeichneten Gesichter. Er sagte nichts, sondern beobachtete sie mit einer Intensität, die Kayo Unbehagen bereitete.

Eine Bewegung in seinen Armen lenkte Kayos Blick auf sich. Die Gestalt bewegte sich, löste sich langsam aus der dicken Decke, die sie umhüllte. Ein schmales, blasses Gesicht tauchte auf, die Augen von Müdigkeit umrahmt, die Lippen leicht geöffnet in einem rauen Atemzug. Es war nicht Abeni. Es war ein junges Mädchen, kaum älter als er, dessen zarte Gesichtszüge eine stumme Qual verrieten.

Die Mutter von Kayo, wie von einer unsichtbaren Kraft ergriffen, sank vor dem jungen Mädchen auf die Knie. Ihre zitternden Finger strichen über die eingefallenen Wangen, das verfilzte Haar. Ein erstickter Laut entwich ihren Lippen, ein Flüstern, das zugleich eine Frage und eine Bitte war. Kayo verstand die Worte nicht, aber er spürte die verzweifelte Dringlichkeit in der Stimme seiner Mutter, als hielte sie an einer unmöglichen Hoffnung fest.

Das junge Mädchen, mit riesigen Augen voller Furcht, ließ sich fallen, ihr zarter Körper zitterte unaufhaltsam. Der Mann, immer still wie eine Steinstatue, beobachtete sie mit einem undurchdringlichen Ausdruck in den Augen.

Die Stille kehrte zurück, schwer und erstickend. Kayo, steif und unbeweglich wie eine Salzsäule, fühlte sich fehl am Platz in dieser seltsamen und schmerzhaften Szene. Er verstand nicht, was geschah, aber er spürte, dass etwas Schlimmes passiert war, etwas, das ihn direkt betraf, obwohl er die Tragweite noch nicht erkannte.

Plötzlich wandte sich Kayos Mutter zu ihm, ihr Gesicht verzerrt von einem Schmerz, der über das Weinen hinausging. Ihre Lippen öffneten und schlossen sich mehrmals, als wollten die Worte nicht heraus, gefangengehalten von einer unsichtbaren Barriere. Dann, mit rauer, weit entfernter Stimme, wie aus dem Grund eines Brunnens, sprach sie einen Satz, der in der Stille der Lichtung widerhallte wie ein zerbrochenes Messer:

Kayo... dein Vater... er ist gegangen.

Ein eisige Kälte durchfuhr Kayo, viel durchdringender als der nächtliche Wind, der durch die kahlen Baumkronen pfiß. Die Worte der Frau hallten in seinem Kopf wider, kalt und scharf wie Glassplitter. Sein Vater war fort.

Wo hingegangen? Die Frage hallte gegen die Wände seines Schädels, jeder Herzschlag trommelte sie wie ein Trauermarsch. Er suchte nach einem Blick, einer Geste, einer

Erklärung in den Augen seiner Mutter. Doch sie blieb stumm, ihr Gesicht war in eine Maske stiller Trauer erstarrt.

Der Mann, der sie bis dahin mit der Distanz eines Zuschauers einer unverständlichen Theateraufführung beobachtet hatte, erhob sich langsam. Seine imposante Gestalt schien in dem flackernden Licht des Lagerfeuers noch zu wachsen und ihn zu einem Riesen zu formen, der aus Schatten und Rauch geformt war. Mit einer langsamen Geste deutete er auf das junge Mädchen, das sich an ihn schmiegte.

„Sie...“, begann er mit einer Stimme, tief und schwer wie das Grollen eines fernen Donners. Seine Sprache, die Kayo nicht verstand, rollte die Worte wie Steine in seinem Mund. „...Gesehen. Schlechte Männer. Dorf. Feuer. Schreie.“

Er machte eine Pause, ließ die Worte wie Tropfen geschmolzenen Bleis in die Stille fallen. Kayo, unfähig, die genaue Bedeutung der Geschichte zu entschlüsseln, spürte den Horror durch die ruckartigen Gesten des Mannes, den tiefen Ton seiner Stimme, die stillen Tränen, die über die mageren Wangen des jungen Mädchens strömten.

Der Mann holte tief Luft, als wollte er sich Mut machen, und setzte seinen Bericht fort, jedes Wort ein neuer Stein, der an der Mauer der Angst gebaut wurde, die sich um Kayo erhob.

Vater... Versuchen schützen. Mutter... Schwester... Weggebracht. Fern.

Ein Schluchzen entfuhr Kayos Mutter. Sie stürzte nach vorne, das Gesicht in den Händen vergraben, ihr ganzer Körper von unkontrollierbaren Zuckungen durchgeschüttelt. Ein leises Stöhnen drang aus ihrer Brust, als hätte ihr Herz sich in tausend Stücke zerbrochen.

Kayo stand da, wie erstarrt, unfähig sich zu bewegen, zu sprechen, die Tragödie, die sich vor seinen Augen abspielte, zu begreifen. Die Puzzleteile fügten sich langsam in seinem kindlichen Verstand zusammen, formten ein verschwommenes und erschreckendes Bild, dem er nicht ins Auge sehen wollte.

Die Nacht war hereingebrochen, schwarz und dicht wie Tinte, und hüllte die Lichtung in einen Schleier von Stille und Geheimnis. Das Lagerfeuer, einst lodernd und tröstlich, war nur noch ein Haufen glühender Kohlen, der flackernde Schatten auf die von Schmerz und Müdigkeit gezeichneten Gesichter warf.

Kayo, an seine Mutter geklammert, zitterte vor Kälte und Angst. Die Worte des Mannes hallten noch in seinem Kopf wider, dröhnten wie Trommelschläge in der Nacht. Er verstand nicht alles, aber er hatte das Wesentliche begriffen, die brutale Wahrheit, die wie ein Sturm über ihn hereingebrochen war und seine Kinderwelt zerstört hatte.

Sein Vater, seine Schwester ... fortgebracht ... in die Ferne.

Die Bilder dieses schicksalhaften Tages, Bruchstücke eines Albtraums, zogen vor seinen geschlossenen Augen vorbei: die Flammen, die die Hütten ihres Dorfes verschlangen, die Schreie der Angst, die die Nacht zerrissen, die raue Hand seiner Mutter, die ihn durch den feindseligen Wald zog.

Und dann, die Leere. Ein gähnender Abgrund, in dem sein Vater und seine Schwester versunken waren, und ihn allein mit seiner Mutter zurückließ, Schiffbrüchige auf einer Insel des Schmerzes, mitten in einem Meer der Stille.

Er spürte seine Mutter an sich zittern, ihre heißen Tränen liefen still über seine brennende Haut. Er wollte sie fest in die Arme schließen, sie trösten, so wie sie es immer tat, wenn Albträume ihn quälten. Aber seine Arme schienen schwer wie Blei, gelähmt von einer neuen, schrecklichen Hilflosigkeit.

Um sie herum hatte das Lager in einen unruhigen Schlaf gefunden, wiegt vom Knistern der Glut und dem Rauschen des Windes in den Bäumen. Nur der Mann mit dem wettergegerbten Gesicht blieb am Feuer sitzen, regungslos wie eine Steinstatue, sein Blick verloren in den Flammen, die seine eigenen inneren Dämonen zu spiegeln schienen.

Kayo beobachtete ihn heimlich, unsicher, was er für diesen Fremden empfand, der nun ihr Schicksal teilte. War er ein Feind? Ein Verbündeter? Ein Beschützer? Er wusste es nicht. Alles, was er wusste, war, dass die Welt, wie er sie kannte, in Stücke zerbrochen war und ihn allein und voller Angst einem ungewissen Schicksal gegenübergestellt hatte.

Langsam, als wolle er das zarte Gleichgewicht der Nacht nicht stören, erhob er sich und schritt auf den halb ausgetrockneten Brunnen zu, der sich im Zentrum der Lichtung befand. Er beugte sich über die klaffende Öffnung und späht in die finsternen Tiefen, in denen ferne Sterne ihr schwaches Licht spiegelten.

Das Wasser, tief unten im Brunnen, war schwarz und reglos wie ein zerbrochener Spiegel. Kayo glaubte, sein Spiegelbild darin zu erkennen, das mager und sonnengebräunt war, mit großen, ängstlichen Augen. Doch es war nicht er. Es war das Gesicht eines anderen Kindes, eines Kindes, das er nicht kannte, gezeichnet von Furcht und Leid.

Er richtete sich abrupt auf, das Herz hämmerte ihm in der Brust. Er wollte nicht zu diesem Kind werden, zu diesem Fremden, der ihn aus der Tiefe des Brunnens anstarrte. Er sehnte sich danach, seinen Vater, seine Schwester, ihr Zuhause, ihr Leben von früher wiederzufinden.

Doch tief in seinem Inneren flüsterte eine dumpfe, unnachgiebige Stimme, dass nichts je wieder so sein würde wie zuvor. Der Krieg hatte alles verwüstet, ihre Familie, ihre Unschuld, ihre Welt zerrissen.

Er war nur noch ein verlorenes Kind in einer vom Krieg zerrissenen Welt, ein winziges Schiff, das auf einem Ozean der Gewalt und Verzweiflung treibt. Und das Schlimmste war, dass er es wusste.

Kapitel 4: Die Geister der Abenddämmerung

Die Stille. Eine schwere, drückende Stille, die sich wie ein bleiernes Tuch über Kayo gelegt hatte. Die Stille der Abwesenheit, der Ungewissheit, der Angst. Eine Stille, die lauter schrie als die Explosionen und Schreie, die seine Nächte verfolgten.

Er umschloss fest die Strohmannpuppe, die die alte Frau für ihn genäht hatte. Ein Krieger, hatte sie gesagt. Ein Beschützer. Doch Kayo fühlte sich nicht beschützt. Er fühlte sich einsam. Einsamer als je zuvor.

Seine Mutter war nur wenige Tage zuvor gestorben, von dem Fieber dahingerafft, das die Schwächsten im Lager dahinraffte. Ein trockener, heiserer Husten hatte ihren zarten Körper zunächst erschüttert, sich dann zu einem qualvollen Röcheln verwandelt, das Kayos Blut in Eis verwandelte. Er blieb an ihrem Bett, hilflos, hielt ihre glühend heiße Hand in seiner, flüsterte stumme Gebete an die Geister, die er nicht verstand.

An dem Tag, als sie ihre Augen zum letzten Mal schloss, versank eine glühende Sonne über dem Lager, als wollte sie jegliche Hoffnung auslöschen. Kayo weinte schweigend, heiße, salzige Tränen rannen über seine ausgehöhlten Wangen. Er war ganz allein.

Die anderen Frauen im Lager hatten sich um die Beerdigung gekümmert, den Leichnam ihrer Mutter in ein grobes Leinentuch gehüllt, bevor sie ihn am Rande des Waldes begruben. Kayo hatte eine wilde Blume auf das provisorische Grab gelegt, ein zerbrechliches und vergängliches Opfer für diejenige, die ihr das Leben geschenkt hatte.

Er jetzt irrte er durch das Lager, eine kleine, zerbrechliche Gestalt, verloren inmitten der umherstreifenden Seelen. Er beobachtete die anderen Kinder, die noch eine Familie hatten, wie sie im Staub spielten und laut lachten. Ihr Gelächter erreichte ihn gedämpft, unwirklich, wie aus einer anderen Welt. Einer Welt, die er nicht mehr kannte.

Manchmal setzte er sich am Brunnenrand nieder und starrte in das salzige Wasser, das in der Tiefe glitzerte. Er sah Gesichter darin, bewegliche Formen, die tanzten und sich unter seinen Augen verzerrten. Das Gesicht seines Vaters, lächelnd und gütig, verwandelte sich plötzlich in eine grimmig-bedrohliche Maske. Die zarten, feinen Züge seiner Schwester verschwimmen, wurden zu einer gespenstischen Silhouette, die ihre Arme nach ihm ausstreckte, als wollte sie ihn in die finstere Tiefe ziehen.

Er schloss daraufhin die Augen, drückte seinen Strohman fest an seine Brust und suchte vergeblich Trost in der rauen Beschaffenheit des geflochtenen Strohs.

In der Nacht verfolgten ihn die Alpträume. Immer wieder durchlebte er die Flucht aus dem Dorf, die Flammen, die im Dunkel tanzten, die Schreie der Angst, die die Stille

zerrissen. Er sah wieder das entsetzte Gesicht seiner Schwester, ihre winzige Hand, die in der Panik aus seiner schlüpfte.

Er wachte mit einem Ruck auf, das Herz hämmerte ihm in der Brust, sein Körper war von kaltem Schweiß bedeckt. Manchmal schrie er, aber niemand kam, um ihn zu trösten. Er war allein, ausgeliefert seinen Ängsten, gefangen in einem Albtraum, aus dem er nicht entkommen konnte.

Eines Tages, während er ziellos am Rande des Waldes umherirrte, fiel ihm ein leuchtendes Licht ins Auge. Ein Kaleidoskop schillernder Farben funkelte zwischen den Bäumen, wie Bruchstücke eines Regenbogens, die vom Himmel gefallen waren. Fasziniert näherte sich Kayo, seine nackten Füße sanken in den feuchten Boden, übersät mit welken Blättern.

Da fand er einen alten Mann, der auf einem Baumstumpf saß, sein Rücken gebeugt unter der Last der Jahre. Sein Gesicht, vom Sonnenlicht gezeichnet und von unzähligen Falten durchzogen, schien die uralte Weisheit des Waldes widerzuspiegeln. Um ihn herum schienen Dutzende von bunten Vögeln, aus Federn, Perlen und schimmernden Stoffresten gefertigt, unter seinen flinken Fingern Leben zu erlangen.

Der Mann hob den Blick zu Kayo, seine durchdringenden Augen stellten einen starken Kontrast zu dem sanften Lächeln seines zahnlosen Mundes dar.

„Gefallen dir meine Vögel, Kleiner?“, fragte er mit rauer, vom Alter gezeichneter Stimme.

Kayo schüttelte den Kopf, unfähig, seinen Blick von den fantastischen Wesen abzuwenden, die von einer eigenen Lebendigkeit zu vibrieren schienen. Er hatte noch nie etwas so Schönes und gleichzeitig so Unheimliches gesehen.

„Komm näher, fürchte dich nicht“, lud der alte Mann ihn ein und winkte ihm zu sich. „Sie werden dir nichts tun. Das sind nur Geister des Waldes, die gekommen sind, um mir Gesellschaft zu leisten.“

Zögerlich näherte sich Kayo und setzte sich in respektvollem Abstand auf den Boden zu dem alten Mann. Er beobachtete jede Bewegung seiner knorrigen Hände, jedes einzelne Stück Stroh, das unter seinen Fingern zum Leben erwachte, sich in zarte Flügel, spitze Schnäbel und schillernde Federn verwandelte.

„Wie heißen sie?“, flüsterte Kayo, ihre Stimme kaum hörbar.

Der alte Mann lächelte erneut, seine Augen falteten sich zu einem freundlichen Funkeln zusammen.

Sie haben keinen Namen, Kleiner. Oder besser gesagt, sie tragen alle Namen, die man ihnen geben möchte. Sie sind Boten, Reisende, die unsere Träume und Hoffnungen zum Himmel tragen.

Kayo fixierte einen der Vögel, ein prächtiges Exemplar mit roten und blauen Federn, die im Sonnenlicht glitzerten. Er glich einem Feuervogel, einer magischen Kreatur, die die Gesetze der Natur zu überwinden schien.

„Und dieser da?“, fragte er und zeigte mit dem Finger auf den prächtigen Vogel. „Wohin fliegt der?“

Der alte Mann folgte seinem Blick, ein Schatten von Traurigkeit huschte über seine Augen.

„Dieser hier“, sagte er mit sanfter Stimme, „fliegt in ein fernes Land, ein Land, in dem es weder Krieg noch Leid gibt. Ein Land, in dem Familien für immer vereint sind.“

Kayo spürte einen Stich des Schmerzes, der ihm die Kehle zuschnürte. Ein Land, in dem Familien vereint sind... Gäbe es solch einen Ort, würde er alles dafür geben, dort zu sein. Um seinen Vater, seine Schwester wiederzufinden, um die Wärme ihrer Arme wieder um sich zu spüren.

Plötzlich schoss ihm ein Gedanke durch den Kopf. Ein verrückter Gedanke, unrealistisch, aber er trug einen Hauch von Hoffnung in diese von Chaos geprägte Welt.

„Könnten Sie... könnten Sie für mich einen machen?“, fragte er mit zitternder Stimme, von Angst erfüllt. „Einen Vogel, der fliegt... der zu meiner Familie fliegt?“

Der alte Mann wandte sich ihm zu, sein Gesicht war ernst. Seine schwarzen Augen, so durchdringend wie die eines Adlers, schienen in Kayos Seele zu blicken, seine Gedanken wie in einem offenen Buch zu lesen.

„Ein Vogel, der zu deiner Familie fliegt...“, flüsterte er mehr zu sich selbst als zum Kind. „Es ist eine weite Reise, Kleiner. Eine gefährliche Reise. Bist du sicher, dass du das willst?“

Kayo zögerte einen Moment lang, sein Herz hämmerte wie wild in seiner Brust. Die Angst, tief in ihm verborgen wie ein wildes Tier, drohte ihn zu verschlingen. Doch der Wunsch, seine Familie wiederzusehen, die Wärme ihrer Arme wieder um sich zu spüren, war stärker als alles andere.

„Ja“, sagte er mit kaum hörbarer, aber fester Stimme. „Ich bin sicher.“

Der alte Mann nickte langsam, ein Schimmer von Mitgefühl huschte über seine Augen. Er beugte sich vor und hob ein paar Halme goldenen Strohs auf, die er zwischen seinen knöchigen Fingern rollte.

„Gut“, sagte er. „Wir werden es gemeinsam tun. Dieser Vogel wird etwas Besonderes sein. Er wird all deine Liebe, all deine Hoffnung tragen.“

In Kayos Brust flammte ein zartes, doch hartnäckiges Licht der Hoffnung auf. Fasziniert beobachtete er die geschickten Hände des alten Mannes, die mit erstaunlicher Gewandtheit das Stroh flechten. Jede Bewegung schien präzise, ritualisiert, als würde er nicht einfach ein Spielzeug herstellen, sondern eine heilige Handlung vollziehen.

Langsam, unter den geschickten Fingern des alten Mannes, nahm der Vogel Gestalt an. Ein schlanker, zarter Körper, lange, anmutige Flügel, ein spitzer Schnabel wie ein Pfeil. Kayo beteiligte sich, so gut er konnte, reichte die Strohhalme und sammelte die Federn auf, die auf den Boden fielen.

„Man muss ihr eine Farbe geben“, sagte der alte Mann und reichte Kayo ein kleines Töpfchen mit einer leuchtend roten Paste. „Die Farbe der Hoffnung. Die Farbe des Sonnenaufgangs.“

Kayo nahm den Topf vorsichtig, seine Finger zitterten leicht. Er tauchte einen Finger in die Paste und zeichnete ein Herz auf die Brust des Vogels. Ein rotes Herz, Symbol seiner Liebe zu seiner Familie, seines brennenden Verlangens, sie wiederzufinden.

„Das ist gut“, sagte der alte Mann lächelnd. „Das ist sehr gut.“

Er nahm den Vogel in seine Hände und blies ihm sachte an, als wollte er ihm Leben einhauchen. Kayo hielt den Atem an, sein Herz schlug wie wild. Fast erwartete er, dass der Vogel die Augen öffnete, mit den Flügeln schlug und in den Himmel aufstieg.

Doch der Vogel blieb reglos, leblos. Es war schließlich nur ein zerbrechliches Gefüge aus Stroh und Federn. Ein Symbol. Eine Hoffnung.

Der alte Mann reichte Kayo den Vogel, seine Augen strahlten eine ernste, feierliche Tiefe aus.

„Hier“, sagte er. „Bewahre ihn sorgfältig auf. Er wird dich führen. Aber denk daran, Kleiner: der Weg ist lang und die Gefahren zahlreich. Gib die Hoffnung niemals auf.“

Vorsichtig nahm Kayo den Vogel in seine Hände und drückte ihn an sein Herz, als wäre er ein unschätzbarer Schatz. Er spürte die raue Beschaffenheit des Strohs unter seinen Fingern, die Weichheit der Federn gegen seine Haut. Für einen Moment schloss er die Augen und atmete den Duft des Waldes ein, die feuchte Erde und das frisch gemähte Gras.

„Danke“, flüsterte er, die Stimme rau vor Rührung. „Danke.“

Er stand auf und tauchte, ohne zurückzublicken, in den Wald ein, den Strohvogel fest an sich gedrückt. Er wusste nicht, wohin er ging oder was ihn erwartete. Doch er hatte ein Ziel, einen Grund weiterzumachen. Ein Hoffnungsschimmer in einer Welt, die in Chaos versunken war.

Die Sonne sank am Horizont herab und tauchte den Himmel in orangefarbene und violette Farbtöne. Die Schatten streckten sich im Wald aus und verwandelten die vertrauten Bäume in bedrohliche Silhouetten. Kayo schritt mit zögerlichen Schritten voran, das Herz schwer in seiner Brust. Er wusste nicht, wie lange er schon so umherirrte, geleitet von Instinkt und dem zähen Hoffnungsschimmer, der in ihm wie eine fragile Flamme brannte.

Der stroherne Vogel, fest an seine Brust gedrückt, war zu seinem einzigen Gefährten geworden, seinem stillen Vertrauten. Manchmal flüsterte er ihm seine Ängste, seine Hoffnungen, seine verworrenen kindlichen Träume an, die in einer feindseligen Welt verloren waren. Er stellte sich vor, wie der Vogel zum Leben erwachte, seine bunten Flügel entfaltete und in den Himmel aufstieg, seine stillen Gebete für seine verschwundene Familie mit sich tragend.

Der Hunger nagte an ihm, ein dumpfer Schmerz, der seine Eingeweide zerfress. Seit Stunden hatte er nichts mehr gegessen, außer ein paar wild wachsenden Beeren, die er auf seinem Weg gefunden hatte. Der Durst brannte ihm in der Kehle, doch er wagte es nicht, sich den Wasserläufen zu nähern, aus Angst, dort wilden Tieren oder, schlimmer noch, bewaffneten Menschen zu begegnen.

Der Wald war dicht, unbarmherzig. Die Bäume, mit ihren knorrigen und mächtigen Stämmen, schienen sich um ihn zu schließen, ihn in einem grünen und dunklen Labyrinth gefangen zu halten. Die Stille, nur unterbrochen vom schrillen Ruf der nachtaktiven Vögel und dem Knacken der Äste unter seinen Füßen, lastete auf seinen Schultern wie eine schwere Last.

Er fühlte sich schrecklich einsam. Einsamer, als er es je zuvor gewesen war. Selbst im größten Chaos des Lagers hatte es immer eine menschliche Präsenz um ihn herum gegeben, ein Rauschen von Stimmen, ein Lachen, ein flüchtiger Blick, der ihn daran erinnerte, dass er nicht allein auf der Welt war. Doch hier, im Herzen des feindlichen Waldes, war er sich selbst überlassen, konfrontiert mit seinen tiefsten Ängsten, seinen inneren Dämonen.

Plötzlich, an einer gewundenen Pfadbiegung, erblickte er ein Leuchten zwischen den Bäumen. Ein flackerndes, unwirkliches Licht, wie ein vom Himmel gefallener Stern. Er

blieb abrupt stehen, das Herz rastlos klopfend, unsicher, was er sah. War es eine Falle? Eine Halluzination? Oder doch... ein Zeichen?

Er drückte den Strohvogel an sich, als suche er dort Kraft, und näherte sich vorsichtig dem Licht. Je näher er kam, desto intensiver wurde der Schein und enthüllte eine Lichtung, die in sanftem, goldenem Licht gebadet war.

Inmitten der Lichtung lod ein Lagerfeuer fröhlich und warf tanzende Schatten auf die umliegenden Baumstämme. Um das Feuer herum, in einem Kreis sitzend, befanden sich mehrere Kinder. Kinder aller Altersstufen, Jungen und Mädchen, manche kaum älter als Babys, andere bereits Teenager. Sie sangen leise, eine sanfte und melancholische Melodie, die wie ein Gebet in der Luft zu schweben schien.

Kayo stand still, wie erstarrt, unfähig, seinen Blick von diesem unwirklichen Schauspiel abzuwenden. Wer waren diese Kinder? Was taten sie hier, allein, im Herzen des Waldes? Waren sie verloren, wie er? Oder ... etwas anderes?

Eine urzeitliche Angst nagelte ihn an Ort und Stelle fest. Instinktiv wich er zurück und drängte sich tiefer in den Schatten der schützenden Bäume. Sein Hals zog sich zusammen, erstickte den Schrei, der ihn zu verraten drohte. Die Szenerie vor ihm, obwohl scheinbar friedlich, klang mit einer beunruhigenden Fremdheit, die ihm bis ins Mark kroch.

Noch nie, weder während seines kurzen Lebens im Dorf noch während seiner panischen Flucht, hatte er so viele Kinder zusammen gesehen, ohne die beruhigende Anwesenheit eines Erwachsenen. Ihre Lieder, obwohl melodisch, waren von tiefstem Kummer durchdrungen, von einer Melancholie, die selbst die Luft der Lichtung zu durchdringen schien.

Er blickte sich um, verzweifelt nach einem Zeichen, einer erwachsenen Präsenz suchend, die dieses widersprüchliche Treiben erklären könnte. Doch der Wald blieb stumm, als ob er den Atem anhielte, ein stiller Beobachter dieses seltsamen Schauspiels.

Der Wind, mit seinen kalten Fingern sein glühendes Gesicht streichelnd, flüsterte ihm eine unleserliche Botschaft zu. Er zitterte und drückte den Strohvogel fester an seine Brust. Sein Herz, ein Trommelwirbel in seiner Brust, schien aus seiner Rippenhöhle entkommen zu wollen.

Im Verborgenen bleiben? Fliehen? Oder... sich nähern?

Der bloße Gedanke, sich in die Lichtung zu wagen, sich diesen Kindern zu zeigen, von denen er nichts wusste, erfüllte ihn mit unsäglicher Angst. Doch... ein Hoffnungsschimmer, so schwach er auch sein mochte, flackerte in seinem Inneren. Auch sie waren allein, wie er. Verloren, vielleicht. In Gefahr, zweifellos.

Was wäre, wenn ... was wäre, wenn sie sich gegenseitig helfen könnten?

Langsam, vorsichtig, wagte er einen Schritt aus seinem Versteck, dann noch einen. Seine nackten Füße versanken im feuchten Moos und verursachten ein leises Knirschen, das die Stille des Waldes wie ein Donnerhall in der Nacht zerriss.

Der Gesang verstummte abrupt. Die Kinder drehten sich zu ihm um, ihre Gesichter nur schwach vom Feuerlicht erhellt. Ihre Augen, riesig und dunkel wie bodenlose Brunnen, starrten ihn mit einer beunruhigenden Intensität an.

Kayo erst wie erstarrt, der Atem stockte, sein Herz hämmerte wie wild. Er fühlte sich wie ein gejagtes Tier, gefangen im grellen Scheinwerferlicht.

„Hab... hab keine Angst“, stotterte er mit kaum hörbarer Stimme. „Ich... ich bin allein. Wie du.“

Todesähnliche Stille empfing seine Worte. Die Kinder blieben reglos, fixierten ihn mit ihren schwarzen, glänzenden Augen, die wie Obsidiankerne in der Dunkelheit funkelten. Kayo spürte einen eiskalten Schauer über seinen Rücken laufen. Der Instinkt flüsterte ihm zu, umzukehren, zu fliehen und niemals zurückzublicken.

Dann, langsam, wie von einer unsichtbaren Kraft angetrieben, lösten sich die Kinder von ihrer Starre. Sie erhoben sich, einer nach dem anderen, ihre Bewegungen geschmeidig und lautlos wie die eines Katers in der Nacht. Sie näherten sich und bildeten einen Kreis um ihn, gefangen in ihren stillen Blicken.

Kayo trat einen Schritt zurück, dann noch einen, bis sein Rücken gegen den rauen Stamm eines jahrhundertealten Baumes stieß. Er fühlte sich gefangen, umzingelt von einer Meute wilder Tiere, deren Absichten er nicht erkannte.

Ein kleines Mädchen, kaum älter als er, löste sich aus der Gruppe. Ihr Haar, schwarz wie Ebenholz, umrahmte ein feines, zartes Gesicht, das von einer Traurigkeit gezeichnet war, die ihr junges Alter Lügen strafte. Sie näherte sich Kayo zögernd, streckte die Hand aus, als wolle sie ihn berühren.

Kayo blieb regungslos stehen, der Atem stockte ihm, unfähig, auch nur die geringste Bewegung zu machen. Die Hand des kleinen Mädchens hielt wenige Zentimeter von seiner entfernt inne, schwebte in der Luft wie ein zerbrechliches Versprechen.

„Bist du allein?“, fragte sie mit sanfter, melodischer Stimme, die einen Kontrast zum schwermütigen Schweigen des Waldes bildete.

Kayo zögerte einen Moment, hin- und hergerissen zwischen Angst und dem tiefen Bedürfnis, seine Einsamkeit zu durchbrechen. Er senkte den Blick auf seine nackten Füße, unfähig, dem intensiven Blick des kleinen Mädchens standzuhalten.

„Ja“, murmelte er, die Kehle zugeschnürt vor Emotion. „Ich habe niemanden mehr.“

Ein Raunen ging durch die Kindergruppe, ein Raunen getragen von Trauer und Mitgefühl, aber auch von einer seltsamen Vertrautheit, als würden die Worte „Ich habe niemanden mehr“ tief in ihren Seelen widerhallen.

Das kleine Mädchen machte einen weiteren Schritt auf ihn zu, ihr Gesicht war nur noch wenige Zentimeter von seinem entfernt. Ihre Blicke trafen sich endlich, und Kayo wurde von der unergründlichen Tiefe ihrer Augen erfasst. Augen, die zu viel gesehen hatten für ihr junges Alter. Augen, die Grauen, Gewalt und Tod gesehen hatten.

Und doch, in diesen Augen las er keine Bosheit, keine Bedrohung. Nur eine tiefe Traurigkeit und eine Art stilles Verständnis, als wüsste auch sie, was es heißt, alles zu verlieren.

„Ich auch nicht“, flüsterte sie, ihre Stimme kaum hörbar. „Wir sind alle allein jetzt.“

Das Mädchen winkte mit der Hand und forderte Kayo auf, sich zu ihnen ans Feuer zu setzen. Noch zögernd warf er einen letzten Blick in den dunklen Wald, der sie umgab, als wollte er sich vergewissern, dass keine Gefahr lauerte. Doch der Wald blieb still, gleichgültig gegenüber seinem Schicksal.

Mit geballter Faust trat Kayo in die Lichtung. Er presste den Strohvogel an sich, wie ein schützendes Amulett, und näherte sich dem Kreis der Kinder. Die Wärme des Feuers schlug ihm ins Gesicht und vertrieb die feuchte Kühle der Nacht. Vorsichtig setzte er sich am Rande der Gruppe, beobachtete seine neuen Gefährten mit einer Mischung aus Argwohn und Neugier.

Die Kinder äußerten keinen Kommentar zu seinem Erscheinen. Sie betrachteten ihn nur einen Augenblick lang, ihre Gesichter ernst und ausdruckslos, bevor sie ihre Lieder wie selbstverständlich fortsetzten. Ihre Stimmen, harmonisch und melancholisch, schienen ein unsichtbares Netz um ihn zu weben und ihn in eine seltsame Wärme zu hüllen, die zugleich vertraut und beunruhigend war.

Kayo schloss die Augen und liess sich von der Musik wiegen, die ihn von seinen Ängsten und seiner Einsamkeit hinwegtrug. Er verstand die Worte ihres Gesangs nicht, spürte aber die rohe Kraft, die tragische Schönheit. Es war ein Gesang der Hoffnung und Verzweiflung, des Lebens und des Todes, ein Gesang, der aus den tiefsten Tiefen ihrer gequälten Seelen zu kommen schien.

Nach einer Weile kam das kleine Mädchen, das ihn empfangen hatte, auf ihn zu und reichte ihm ein Stück Trockenobst. Kayo zögerte einen Moment lang, nahm dann das Obst vorsichtig entgegen und führte es an seine Lippen. Er hatte seit Stunden nichts mehr

gegessen, und der Hunger nagte in seinem Bauch, doch er aß langsam und genoss jede Bissen, als wäre es ein königliches Festmahl.

„Wie heißt du?“, fragte er das kleine Mädchen, nachdem er mit dem Essen fertig war.

„Nia“, antwortete sie mit einem zarten Lächeln. „Und du?“

„Kayo“, flüsterte er und senkte den Blick.

„Woher kommst du, Kayo?“, fragte ein älterer Junge mit einem mageren Gesicht und einem ernsten Blick.

Kayo zögerte einen Moment lang, unsicher, was er antworten sollte. Sollte er ihnen von seinem Dorf erzählen, von seiner Flucht, vom Verlust seiner Familie? Oder sollte er schweigen, seine Erinnerungen wie einen zerbrechlichen Schatz schützen?

Er entschloss sich, ihnen die Wahrheit zu sagen. Ihm fehlte die Kraft, weiter zu lügen, sich zu verstecken.

„Ich komme aus einem fernen Dorf“, begann er mit zögernder Stimme. „Ein Dorf, das es nicht mehr gibt.“

Dann erzählte er ihnen seine Geschichte, mit einfachen Worten, kurzen Sätzen, als spräche er zu jüngeren Kindern. Er sprach von den bewaffneten Männern, von den Flammen, die sein Haus verwüstet hatten, von der verzweifelte Flucht durch den Wald. Er sprach von seiner Schwester Abeni, mit ihren großen, dunklen Augen und ihrem kristallklaren Lachen. Er sprach von seinem Vater, von seiner stillen Kraft und seinen rauen Händen, die alles konnten. Und er sprach von seiner Mutter, von ihrer Sanftheit und ihrer bedingungslosen Liebe.

Er sprach zu ihnen über ihr Verschwinden, über die Leere, die ihn von innen heraus fraß wie ein scheußliches Tier. Er sprach zu ihnen über seine Einsamkeit, seine Angst, seine Verzweiflung.

Erzählte ihnen von dem Strohvogel, von der verrückten Hoffnung, die ihn antrieb, von der unmöglichen Reise in ein Land, wo Familien für immer vereint sind.

Als er seine Worte beendet hatte, senkte sich eine schwere Stille über die Lichtung. Die Kinder blieben schweigend sitzen, ihre Blicke auf die Flammen des Lagerfeuers gerichtet, als wären ihre eigenen Dämonen gerade eingeholt.

Ein kleines Mädchen, das ihm gegenüber saß, mit getrockneten Tränen auf den Wangen, begann zu sprechen, ihre Stimme weich und zögerlich wie das Lied eines verletzten Vogels. „Mein kleiner Bruder... er ist mit den Männern in Uniform gegangen. Sie sagten,

er sei stark, er würde ein Soldat werden. Aber er ist doch erst sechs Jahre alt...“ Ein Schluchzen unterbrach sie, schüttelte ihren zarten Körper wie ein Blatt im Wind.

Ein älterer Junge, dessen Gesicht von einer Narbe gezeichnet war, die ihm über die rechte Wange verlief, packte sie an den Schultern und zog sie an sich. „Sie haben meine Mutter mitgenommen“, sagte er mit rauer Stimme, die von Emotionen gequält war. „Sie sagten, sie sei eine Gefahr, dass sie Feinde verstecke. Aber meine Mutter... sie hat nur Verletzte gepflegt, sie hat allen geholfen.“

Einer nach dem anderen, als wollten sie ihre inneren Dämonen austreiben, erzählten die Kinder ihre Geschichten. Geschichten voller Gewalt, Verlust und Schrecken. Geschichten, die sich alle ähnelten, wie Variationen eines einzigen tragischen Themas: der Krieg.

Kayo hörte ihnen zu, das Herz schwer, und erkannte endlich den Grund für ihre Traurigkeit, für ihre tiefe Melancholie. Diese Kinder waren nicht verloren, zumindest nicht im eigentlichen Sinne. Sie waren gefunden worden, zusammengeführt durch die Macht der Ereignisse, durch die Grausamkeit der Erwachsenenwelt. Der Krieg hatte sie ihrer Heimat, ihrer Familien, ihrer Unschuld beraubt.

Er erkannte auch, dass der Strohvogel, den er an sich drückte, diese zerbrechliche und hartnäckige Hoffnung, nicht nur seine eigene war. Sie gehörte auch ihnen. Die Hoffnung, eines Tages diejenigen wiederzufinden, die sie verloren hatten, eine zerstörte Welt wiederaufzubauen, ihre tiefen Wunden zu heilen.

Als die Nacht dichter wurde und die Flammen des Lagerfeuers langsam erloschen, legte sich Kayo auf den harten Boden, umgeben von seinen neuen Leidensgenossen. Er schloss die Augen, wiegend von der Wärme des Feuers und dem gleichmäßigen Atem der anderen Kinder. Zum ersten Mal seit Beginn seines Albtraums fühlte er sich nicht mehr allein. Er hatte eine neue Familie gefunden, vereint durch Schmerz, Verlust und die hartnäckige Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Am nächsten Morgen, bei Sonnenaufgang, verließen die Kinder die Lichtung und begaben sich in die dichte, unwegsame Wildnis, auf dem Weg zu einem unbekannten Ziel. Sie hatten weder Karte noch Kompass, nur ihren Überlebensinstinkt und die unbezwingbare Hoffnung, die in ihnen wie ein ewiges Feuer brannte. Ihre Reise würde lang und beschwerlich sein, voller Gefahren und Hindernisse. Doch sie waren zusammen, und das war alles, was zählte.

Kapitel 5: Der Strohvogel

Die Sonne lugte gerade über dem Horizont hervor und tauchte die Savanne in orangefarbene und goldene Töne, als Kayo aus seinem unruhigen Schlaf erwachte. Morgentau perlte auf den Blättern der Bäume und funkelte wie unzählige, flüchtige Diamanten. Die frische Luft stach ihm in die Nase, beladen mit dem scharfen Duft der feuchten Erde und der aufgeblühten Wildblumen.

Um ihn herum erwachte das Leben in einem Konzert vertrauter Geräusche: der melodische Gesang der Vögel, die auf den Ästen saßen, das unaufhörliche Summen unsichtbarer Insekten, das Rascheln der Blätter unter den leichten Schritten eines unsichtbaren Tieres. Der Wald, diese lebendige und unberechenbare Entität, nahm nach einer Nacht relativer Stille wieder seine Rechte in Anspruch.

Kayo setzte sich langsam hin, seine Glieder steif und schmerzend vom kalten, feuchten Boden. Er rieb sich die Augen, um die letzten Spuren des Schlafs zu vertreiben, und griff instinktiv nach seinem Hals, um den Strohvogel fest an sich zu drücken.

Der Gegenstand, mit Liebe vom alten Mann gefertigt, war ein wenig mehr abgenutzt als am Tag zuvor, einige Halme hatten sich während seines unruhigen Schlafs gelöst. Aber für Kayo hatte er noch nie so schön, so wertvoll ausgesehen.

Er war weit mehr als nur ein Spielzeug. Er war ein Symbol der Hoffnung, eine schmale Verbindung zu einer vergangenen Zeit, ein Talisman, der ihn vor der Verzweiflung schützte, die ihn bedrängte.

Das Gesicht seiner Mutter, ihre Augen voller Liebe und Sorge, schwebte einen Moment vor ihm. Er erinnerte sich an ihr Lächeln, an ihre sanfte Stimme, die ihm im Dunkeln Schlaflieder sang. Heiße Tränen stiegen in seine Augen, aber er hielt sie zurück.

Er sollte nicht weinen. Seine Mutter würde es nicht wollen. "Sei stark, Kayo", flüsterte sie ihm zu, ihre gespenstische Stimme vermischte sich mit dem Rascheln der Blätter im Wind. "Sei stark, mein Kleiner."

Kayo biss seine Zähne zusammen und unterdrückte seinen Kummer. Er musste stark sein. Für seine Mutter. Für seinen Vater. Für Awa, seine kleine Schwester mit dem kristallklaren Lachen.

Er hob sich auf, seine Muskeln protestierten gegen die plötzliche Bewegung, und musterte die Umgebung. Die anderen Kinder schliefen noch, aneinander gekuschelt wie Küken in einem Nest. Ihre Gesichter, gezeichnet von Müdigkeit und Hunger, waren entspannt, vom Schlaf beruhigt.

Ein eigenartiges Gefühl, durchzogen von Traurigkeit und Dankbarkeit, überkam Kayo. Er war nicht mehr allein.

Diese Kinder, vom Krieg gezeichnet wie er selbst, waren zu seiner neuen Familie geworden. Sie teilten denselben Schmerz, dieselbe Angst, dieselbe schwindende Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Er beugte sich hinunter und sammelte ein paar trockene Zweige auf, die er zu den glühenden Kohlen des Lagerfeuers fügte. Die Flammen schossen in einem fröhlichen Knistern empor, leckten gierig an dem Holz und verbreiteten eine wohlige Wärme in der frischen Morgenluft.

Bald darauf begannen die anderen Kinder aufzuwachen, aus ihrem Schlaf schlüpfend wie Schmetterlinge aus ihren Puppen. Ihre Augen, zunächst voller Verwirrung, leuchteten auf beim Anblick des Feuers und des lächelnden Gesichts von Kayo.

„Guten Tag“, flüsterte das Mädchen mit den von getrockneten Tränen geröteten Wangen, ihre Stimme so zart wie der Gesang eines verletzten Vogels.

„Guten Tag“, erwiderte Kayo mit einem schüchternen Lächeln.

Der Junge mit der Narbe näherte sich dem Feuer und streckte seine Hände nach der wohligen Wärme der Flammen aus. „Was machen wir heute?“, fragte er und richtete seinen fragenden Blick auf Kayo.

Kayo zögerte einen Moment lang, unsicher. Er hatte keine Ahnung, in welche Richtung er gehen sollte, keinen konkreten Plan im Kopf. Er umklammerte den Strohvogel in seiner Hand, als suche er darin Mut und Inspiration.

„Wir folgen dem Vogel“, verkündete er schließlich, seine Stimme von neu gewonnener Überzeugung erfüllt. „Er wird uns den Weg weisen.“

Seine Aussage wurde von einer verblüfften Stille empfangen. Die Kinder tauschten verwirrte Blicke aus, in denen sich Neugier und Unglaube vermischten.

„Dem Vogel folgen?“, wiederholte das Mädchen, ihre Stimme mit vorsichtigem Zweifel gefärbt. „Aber... das ist doch nur ein Spielzeug.“

Kayo hobelte seinen Strohvogel hoch und schwang ihn wie eine Fahne. „Nein, das ist nicht nur ein Spielzeug“, erwiderte er mit einer für sein junges Alter überraschenden Überzeugung. „Es ist ein Führer. Er wird uns den Weg zu... zu einem besseren Ort weisen.“

So abwegig die Idee auch war, sie schien in den Herzen der Kinder Anklang zu finden. Schließlich blieb ihnen nichts anderes als die Hoffnung, so schwindlig sie auch war. Der

Krieg hatte ihnen alles genommen: ihre Familien, ihre Häuser, ihre Kindheit. Konnte ein schlichter Strohvogel, ein zerbrechliches Symbol eines unerreichbaren Traumes, sie tatsächlich zu einer besseren Zukunft führen?

Der Junge mit der Narbe, der sonst so wortkarg war, nickte, ein Schimmer Hoffnung blitzte in seinen dunklen Augen auf. "Warum nicht?", flüsterte er. "Wir haben ohnehin nichts zu verlieren."

So angetrieben von einer Mischung aus verzweifelter Hoffnung und kindlicher Neugier, machten sich die Kinder auf den Weg, folgten Kayo und seinem Strohvogel wie einer magischen Kompassnadel. Sie versanken in den dichten Wald, das Sonnenlicht kämpfte vergeblich, um durch das dichte Blätterdach der jahrhundertealten Bäume zu dringen.

Der Weg war holprig, übersät mit natürlichen Hindernissen: knorrige Wurzeln, die wie schlafende Schlangen über den Boden krochen, miteinander verflochtene Lianen, die ein undurchdringliches grünes Labyrinth bildeten, und schlammige Bäche, die den Weg versperrten.

Kayo, von einem plötzlichen Gefühl der Intuition geleitet, hob seinen Strohvogel und musterte jeden Winkel des Waldes, als suche er ein Zeichen, einen Hinweis. Manchmal blieb er stehen, zögernd, drehte sich um, den Vogel wie eine Wünschelrute vor sich ausgestreckt.

„Hier entlang“, flüsterte er mit unsicherer Stimme und deutete auf einen kaum erkennbaren Pfad, der sich durch die üppige Vegetation schlängelte.

Die anderen Kinder folgten ihm ohne zu zögern, akzeptierten ohne Widerspruch seine improvisierte Führungsrolle. In ihm, und in diesem Strohvogel, der ihre kleinsten Bewegungen zu diktieren schien, hatten sie eine zarte Hoffnung gesetzt, ein schwaches Licht in der Dunkelheit ihres Daseins.

Nachdem sie stundenlang durch das dichte Unterholz gekämpft hatten, erreichte die Sonne ihren Höchststand. Ihre sengenden Strahlen durchdrangen das dichte Blätterdach und zeichneten ein Spiel von Licht und Schatten auf den feuchten Boden. Eine drückende Schwüle lag in der Luft und machte das Atmen schwer.

Erschöpft von der Wanderung und der drückenden Hitze schritten die Kinder langsam voran, ihre kleinen Körper unter der sengenden Sonne gebeugt. Der Hunger nagte an ihren leeren Mägen, der Durst trocknete ihre Kehlen aus.

„Kayo... können wir kurz anhalten?“, flehte das kleine Mädchen mit zitternder Stimme, während sie sich an den Stamm eines riesigen Baumes lehnte. Ihre dünnen Beinchen zitterten unter ihrem winzigen Gewicht.

Kayo blieb stehen, bewusst der Erschöpfung, die seine Gefährten bedrückte. Er betrachtete seinen Strohvogel, als suche er dort eine Antwort. „Gut“, stimmte er schließlich zu. „Wir ruhen uns hier ein paar Momente aus.“

Die Kinder fielen auf den Boden und suchten nach dem schützenden Schatten der hoch aufragenden Bäume. Ihre erschöpften Körper waren von Schweiß bedeckt, ihre Kleidung durchnässt. Eine bleierne Stille senkte sich über die Gruppe, unterbrochen nur von den keuchenden Atemzügen der Kinder und dem fernen Gesang eines tropischen Vogels.

Kayo setzte sich abseits, an einen Baum mit knorrigen Wurzeln gelehnt. Mit einem Gefühl der Verantwortung, vermischt mit Ohnmacht, beobachtete er seine Gefährten aus dem Augenwinkel. Er hatte sie bis hierher geführt, blind seiner Intuition und dem Strohvogel, der ihm als Kompass diente, gefolgt. Doch wohin gingen sie? Zu welchem ungewissen Schicksal führte er sie?

Plötzlich hörte er ein leises Rascheln im Gestrüpp, das seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er richtete sich auf, seine Sinne hellwach, und musterte den dichten Schatten des Waldes.

„Was ist los?“, flüsterte der Junge mit der Narbe und hob ängstlich den Kopf.

„Psst... ich habe etwas gehört“, murmelte Kayo und legte den Finger auf die Lippen.

Das Rascheln wurde deutlicher, näherte sich. Ein eiskalter Schauer lief Kayo den Rücken herunter. Er erhob sich, seinen Strohvogel fest in seiner feuchten Hand umklammert, bereit, der Gefahr, was auch immer sie sein mochte, entgegenzutreten.

Die Kinder drängten sich zusammen, ihre Augen vor Angst weit aufgerissen, und spähten mit wachsender Beklommenheit in das Gestrüpp. Das Rascheln verwandelte sich in ein Rauschen von Blättern und dann in ein Knacken trockener Äste. Eine dunkle, unbestimmte Gestalt zeichnete sich im Schatten der Pflanzen ab.

Ein gedämpfter Schrei entfuhr den Lippen des Mädchens. Der Junge mit der Narbe sprang auf, griff nach einem spitzen Stein auf dem Boden und machte sich bereit, sich zu verteidigen. Kayo, mit rasendem Herzen, schwang ihren Strohvogel wie einen schützenden Talisman, obwohl das zerbrechliche Objekt keine wirkliche Gefahr abwehren konnte.

Die Gestalt schritt langsam aus dem Gestrüpp hervor und enthüllte eine junge Frau mit schlanker und graziler Figur. Sie trug ein abgewetztes Baumwollkleid, ihre nackten Füße bewegten sich mit verblüffender Leichtigkeit über den staubigen Boden. Ihr Gesicht, umrahmt von zarten Zöpfen, zeigte tiefe Müdigkeit, doch ihre dunklen Augen strahlten eine wohlwollende Glut aus.

Ein kollektives Seufzen der Erleichterung ging durch die Gruppe. Es war kein Soldat, kein wildes Tier, sondern eine einfache Frau.

„Fürchte dich nicht“, flüsterte sie mit sanfter, melodischer Stimme und hob die Hände in einem Zeichen des Friedens. „Ich möchte dir nichts antun.“

Die spürbare Anspannung, die sich über die Gruppe gelegt hatte, löste sich langsam auf. Die Kinder senkten ihre Verteidigung, ihre von Angst verzerrten Gesichter entspannten sich allmählich.

„Wer sind Sie?“, wagte Kayo zu fragen, sein Blick suchte das Gesicht der Unbekannten mit einer Mischung aus Neugier und Misstrauen ab.

„Ich heiße Abeni“, erwiderte die junge Frau mit einem schüchternen Lächeln. „Ich wohne in einem Dorf nicht weit von hier.“

„Was machst du hier, ganz allein?“, fragte der Junge mit der Narbe, seine Stimme von einer instinktiven Vorsicht geprägt.

Ein Schleier der Traurigkeit lag über Abenis Blick. „Ich suche... ich suchte Heilkräuter“, flüsterte sie, den Blick gesenkt. „Mein Kind ist krank, und...“

Sie stockte, ein Schluchzen schnürte ihr die Kehle zu. Die Kinder tauschten verständnisvolle Blicke aus. Sie brauchten nicht mehr zu hören, um den Kummer der jungen Frau zu verstehen. Krankheit, wie Krieg, war eine Plage, die ohne Rücksicht auf Alter oder Stand zuschlug.

Kayos Herz wurde von Abenis Kummer berührt, und er empfand ein tiefes Mitgefühl für sie. Er dachte an seine eigene Mutter, an ihre Sanftmut und ihre Güte. Er konnte sie sich lebhaft vorstellen, wie sie Kranke pflegte und Leidende tröstete.

„Welche Pflanzen suchen Sie denn?“, fragte er mit einer unerwarteten Welle von Großzügigkeit. „Vielleicht können wir Ihnen dabei helfen, sie zu finden.“

Abeni hob ihren Kopf, überrascht von dem spontanen Angebot des jungen Burschen. Ihre Augen ruhten auf der Gruppe von Kindern, verweilten auf ihren von Müdigkeit und Hunger gezeichneten Gesichtern.

„Du... würdest du das für mich tun?“, flüsterte sie, die Stimme von Rührung erstickt. „Aber... du bist so jung... so zerbrechlich...“

„Wir sind nicht so zerbrechlich, wie du denkst“, erwiderte der Junge mit der Narbe, ein trauriges Lächeln auf den Lippen. „Das Leben hat uns gelehrt, stark zu sein.“

Abeni betrachtete sie einen Moment lang, eine Mischung aus Trauer und Dankbarkeit spiegelte sich in ihren dunklen Augen wider. Sie schien zu zögern, zerrissen zwischen der Hoffnung, die die Hilfe der Kinder bot, und der Angst, sie der Gefahr auszusetzen.

„Sagen Sie mir einfach, welche Pflanzen Sie suchen“, drängte Kayo und streckte Abeni seinen Strohvogel entgegen, als wolle er ihr einen Beweis seines Engagements anbieten. „Wir werden unser Bestes tun, um Ihnen zu helfen.“

Berührt von der Aufrichtigkeit des kleinen Jungen gab Abeni schließlich nach. Ein schwaches Lächeln erhellte ihr erschöpftes Gesicht, als ob ein Hoffnungsschimmer in ihrem Herzen neu entflammt wurde. „Das ist sehr großzügig von dir“, murmelte sie. „Die Pflanze, die ich suche, ist selten und schwer zu finden. Sie wächst an feuchten Orten, geschützt vor dem Licht...“

Sie beschrieb die Pflanze detailliert: ihre gezackten Blätter, ihre tiefroten Blüten, ihren stechenden, unverkennbaren Duft. Die Kinder hörten aufmerksam zu, prägten sich jedes Detail ein. Sie hatten keine Ahnung von Kräuterkunde, doch ihr Wunsch, Abeni zu helfen, übertraf ihre Unwissenheit.

„Wir werden sie finden“, verkündete Kayo mit berührender Überzeugung. „Nicht wahr?“

Die anderen Kinder nickten eifrig zustimmend. Die Vorstellung einer Suche, einer Aufgabe, die es zu erfüllen galt, schenkte ihnen in ihrer chaotischen Welt wieder einen Funken Zielstrebigkeit und Motivation.

Geleitet von Abeni, der den Wald wie seine Westentasche kannte, machten sich die Kinder auf den Weg und drangen tiefer in das grüne Gewirr vor. Die Luft wurde kühler, feuchter, erfüllt von den betörenden Düften wilder Blumen und feuchter Erde. Die Sonne, vom dichten Blätterdach verdeckt, kämpfte darum, die umliegende Dunkelheit zu durchdringen.

Sie folgten dem gewundenen Bachlauf, dessen klares Wasser sich zwischen bemoosten Felsen schlängelte, das beruhigende Rauschen seines Stromes vermischte sich mit dem melodischen Gesang tropischer Vögel. Kayo, den Blick fest auf den Boden gerichtet, untersuchte jede Pflanze, jedes Grasbüschel in der Hoffnung, die wertvolle violette Blume zu entdecken.

„Seht!“, rief das Mädchen plötzlich, ihre hohe Stimme hallte durch die Stille des Waldes.

Sie deutete mit dem Finger auf einen Büschel dunkelgrüner, gezackter Blätter, der unter dem Schutz eines imposanten Felsens wuchs. Im Herzen der üppigen Vegetation entfaltete sich eine einsame, tiefviolette Blume, ihre zarten Blütenblätter öffneten sich, als wollte sie die scheue Sonne begrüßen, die durch das Blätterdach lugte.

„Sie ist es!“, rief Abeni aus, ein Lichtschimmer der Freude erhellte sein müdes Gesicht.

Vorsichtig, wie sie einen unschätzbaren Schatz vor sich hätte, näherte sie sich der Pflanze und beugte sich herab, um sie genauer zu betrachten. Ihre zarten Finger streichelten die weichen Blätter, ihre Augen strahlten unendliche Dankbarkeit.

„Danke“, flüsterte sie, als sie sich aufrichtete, ihre Stimme von sichtbarer Rührung erfüllt, und wandte sich an die Kinder. „Ihr habt mir einen großen Gefallen getan.“

Kayo und seine Gefährten wurden von einem Gefühl der Befriedigung erfasst, das sich kaum in Worte fassen ließ. Sie hatten etwas Sinnvolles, Greifbares erreicht. Erstmals seit langer Zeit waren sie nicht mehr nur machtlose Opfer, zerbrochene Spielzeuge, die der Krieg am Wegrand zurückgelassen hatte. Sie hatten ein Stück ihrer Selbstbestimmtheit zurückgewonnen, ein Fünkchen Würde in einer Welt, die ihnen alles genommen hatte.

Der kühle Schatten des Waldes bot eine willkommene Erleichterung von der Glut der Sonne. Abeni, knieend neben der heilsamen Pflanze, pflückte mit zärtlichen Händen ihre violetten Blüten und flüsterte Worte der Dankbarkeit in einer Sprache, die Kayo nicht verstand.

Das kleine Mädchen, neugierig, näherte sich zögerlich. "Was sagst du?", fragte sie und deutete mit einem unsicheren Gestus auf die Pflanze.

Abeni lächelte sanft. „Ich danke dem Wald für seine wertvolle Gabe“, erklärte sie, während sie die Blüten sorgsam in einen Stoffbeutel verstaute, der an ihrer Taille hing. „Diese Pflanze ist ein Geschenk der Natur, eine Quelle der Heilung und der Hoffnung.“

Kayo saß abseits und beobachtete das Geschehen mit einer Mischung aus Bewunderung und Unverständnis. Wie konnte man einer Waldlandschaft, einem Gewirr aus Bäumen und Pflanzen, für eine schlichte Blume danken? Für ihn war die Natur ein feindseliger und unberechenbarer Ort, der gleichermaßen Gefahren und Wunder barg.

Er stand auf und näherte sich Abeni, seinen Strohvogel fest an seine Brust gedrückt. „Wird diese Pflanze... Wird sie dein Kind heilen?“, fragte er, seine Stimme von aufrichtiger Sorge erfüllt.

Abeni sah ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit an. „Ich hoffe es von ganzem Herzen“, sagte sie, während sie sanft ihre Hand auf Kayos Kopf legte. „Das ist ihre letzte Chance.“

Eine schwere Stille legte sich über die Gruppe. Die Kinder, der Ernst der Lage bewusst, fanden keine Worte, um ihre Anteilnahme auszudrücken. Sie wussten, dass die Krankheit, wie der Krieg, ein furchtbarer Feind war, der unverhofft zuschlagen und den Menschen ihre Liebsten, die sie am meisten auf der Welt liebten, entreißen konnte.

„Wir sollten gehen“, verkündete Abeni plötzlich und erhob sich mit einer geschmeidigen Bewegung. „Je schneller ich ins Dorf zurückkehre, desto schneller kann ich mein Kind pflegen.“

Die Kinder nickten schweigend und setzten ihren Weg fort, Abeni folgend durch das dichte Blätterdach. Die Sonne, die langsam am Horizont versank, warf lange, tanzende Schatten auf den feuchten Boden. Die frische Luft des Waldes war erfüllt vom Duft der feuchten Erde und dem betörenden Aroma wilder Blumen.

Als sie durch das dichte Unterholz streiften, drang ein seltsamer Klang an ihre Ohren: ein ferner Gesang, melancholisch und betörend, der in der stillen Luft zu schweben schien.

Kayo blieb stehen, lauschte aufmerksam, das Herz schlug ihr bis zum Hals. Es war ein Gesang von betörender Schönheit, traurig und schön zugleich, wie ein Ruf aus einer anderen Welt.

„Was ist das?“, flüsterte das kleine Mädchen, ihre feine Hand umklammerte Kayos Arm.

Abeni blieb wie erstarrt stehen, ihr Gesicht verzogen von einer undefinierbaren Emotion. „Das sind... Kinder“, flüsterte sie fast unhörbar.

„Kinder?“, wiederholte der Junge mit der Narbe, seine Augen weit vor Unglaube. „Was machen die hier?“

Abeni antwortete nicht. Sie winkte den Kindern nur zu, ihr zu folgen, und betrat mit ungewohnter Vorsicht einen schmalen Pfad, der sich schlangenartig durch die üppige Vegetation schlängelte.

Der Gesang wurde deutlicher, je weiter sie vorwärts drangen, und enthüllte eine betörende Melodie, die von einer unbeschreiblichen Traurigkeit durchzogen war. Kayo, gleichermaßen fasziniert und besorgt, drückte seinen Strohvogel fest an sich, als suche er Trost.

Der Pfad mündete in eine Lichtung, die in goldenes Licht getaucht war. Inmitten der Lichtung knisterte ein Lagerfeuer fröhlich und warf tanzende Schatten auf die majestätischen Baumstämme, die den Ort wie eine schützende Umzäunung umringten.

Am Feuerkreis saßen etwa zehn Kinder im Alter von fünf bis zehn Jahren und sangen einstimmig. Ihre kristallklaren Stimmen schwebten in der sanften Wärme des Abends.

Ihre Kleidung war abgetragen, ihre Gesichter von Müdigkeit und Hunger gezeichnet, doch ihre Augen glänzten mit einem seltsamen Licht, einem Gemisch aus Trauer und unbändiger Stärke, als hätten sie mehr Leid und Wunder erlebt, als das Leben zu fassen vermag.

Kayo, von der Szenerie tief berührt, blieb wie erstarrt stehen, der Atem stockte ihm in der Kehle. Diese Kinder, verloren im Herzen des Waldes, besaßen etwas Vertrautes, etwas Unheimliches. Ihre melancholischen Gesänge, ihre vom Leben gezeichneten Gesichter, erweckten in ihm einen dumpfen Schmerz, ein unbeschreibliches Mitgefühl.

Der Gesang verstummte jäh, als würde er von einer unsichtbaren Hand unterbrochen. Die Kinder um das Feuer herum wandten sich den Neuankömmlingen zu, ihre neugierigen und misstrauischen Blicke suchten jeden Aspekt ihres Äußeren zu ergründen.

Kayo, verunsichert durch diese plötzliche Stille und die Intensität ihrer Blicke, drückte den Strohvogel fest an sich und suchte trügerischen Trost in der rauen Textur des geflochtenen Strohs. Er fühlte sich seltsam verletztlich, ausgeliefert inmitten dieser geheimen Lichtung, wie eine Beute, die der Neugier einer Meute wilder Kinder ausgeliefert ist.

Abeni, die schwere Stille brechend, trat mit zögerndem Schritt nach vorn. „Guten Abend“, grüßte sie mit sanfter Stimme und hob die Hände in einem Zeichen des Friedens. „Fürchtet euch nicht, wir sind nur verirrte Reisende. Wir suchen lediglich Schutz für die Nacht.“

Ein Mädchen mit ernsten Augen, das am Feuer saß, erhob sich mit einer anmutigen Bewegung. Ihr blaues Baumwollkleid, von Zeit und Unbill abgenutzt, schwebte um ihre schlanken Beine wie ein Schleier der Traurigkeit. „Wer bist du?“, fragte sie mit einer Stimme, die für ihr junges Alter erstaunlich ruhig war. „Woher kommst du?“

Abeni zögerte einen Moment lang und wog ab, ob es klug wäre, ihnen die Wahrheit zu offenbaren. Konnte sie diesen Kindern vertrauen, die selbst von der Gewalt der Welt gezeichnet waren? Ihr Überlebensinstinkt, ihre unerschütterliche Solidarität lösten in ihr ein Gemisch aus Furcht und Hoffnung aus.

„Wir sind weit gekommen“, antwortete sie schließlich, ihre Worte bedächtig wählend. „Der Krieg... Der Krieg hat uns unsere Häuser, unsere Familien genommen. Wir sind seit Wochen auf der Flucht, suchen Zuflucht, einen sicheren Ort.“

Ein Raunen des Verstehens ging durch die Versammlung. Die Kinder tauschten vielsagende Blicke aus, ihre Augen spiegelten einen alten Schmerz wider, eine beunruhigende Vertrautheit mit den Verwüstungen des Krieges.

„Ihr seid nicht allein“, flüsterte ein Junge mit schmalem Gesicht und drückte eine grob geschnitzte Holzpuppe an sich. „Der Krieg... er hat unsere Eltern, unsere Brüder, unsere Schwestern geraubt. Auch wir sind allein auf der Welt.“

Eine schwere Stille senkte sich über die Lichtung, als hätten die Worte des Jungen eine wunde Stelle wieder aufgerissen, die rohe Pein des Verlustes wieder zum Leben erweckt, die unsägliche Einsamkeit der verlassenen Kinder.

Eine Welle der Traurigkeit überkam Kayo. Diese Kinder, die mit so viel Melancholie sangen, spiegelten seine eigene Geschichte wider. Der Krieg, dieses unersättliche Ungeheuer, hatte sie alle in der gemeinsamen Pein des Verlustes und der zerbrechlichen Verlassenheit vereint. Er umklammerte seinen Strohvogel fester, als wolle er den Verzweiflung, die drohte, ihn zu verschlingen, abwehren.

Abeni, ihr Antlitz von unendlicher Mitgefühl erfüllt, trat dem Kreis der Kinder entgegen. Ihre Stimme, sanft und beruhigend, durchbrach die Stille wie eine zärtliche Berührung. "Wir wollen euch nicht stören", sagte sie aufrichtig. "Wir sind lange gereist und suchen nur einen Platz, um uns auszuruhen, bevor wir unseren Weg fortsetzen."

Ein Junge, älter als die anderen, erhob sich und näherte sich ihnen. Sein Blick, für sein junges Alter erstaunlich reif, fiel auf Abeni und blitzte herausfordernd. „Wer bist du?“, fragte er, seine raue Stimme verriet Jahre unterdrückten Leids. „Was willst du von uns?“

Abeni, die die Angst des Jungen erkannte, antwortete sanft: "Ich heiße Abeni, und diese Kinder habe ich auf meinem Weg getroffen. Wir fliehen vor dem Krieg, genauso wie ihr." Mit einer Geste der Hand deutete sie auf Kayo und seine Begleiter. "Wir wollen euch nichts antun. Wir suchen lediglich Schutz für die Nacht und vielleicht ein bisschen Gesellschaft."

Der Junge musterte ihre Gesichter, suchte nach einem Anzeichen von Bosheit, einer Spur von Lüge. Doch er fand nur Müdigkeit, Angst und ein schwaches Glimmen der Hoffnung, das dem ihren glich. Nach einer Stille, die eine Ewigkeit zu dauern schien, nickte er, ein trauriges Lächeln erhellte sein mageres Gesicht. "Ihr seid bei uns willkommen", sagte er und deutete auf die freie Stelle um das Feuer. "Setzt euch, wärmt euch. Das Essen ist bald fertig."

Kayo und seine Gefährten näherten sich schüchtern dem Feuer, bewusst der Ehre, die ihnen zuteil wurde. Sie nahmen Platz unter den Kindern der Lichtung, drängten sich aneinander, um Wärme und Trost in dieser neu gewonnenen Nähe zu finden.

Ein junges Mädchen, ihre Augen vor Neugier strahlend, näherte sich Kayo. "Was ist das?", fragte sie und deutete mit dem Finger auf den Strohvogel, den Kayo fest an sich drückte.

Kayo zögerte einen Moment lang, unsicher über die Reaktion, die seine Erklärung hervorrufen würde. „Es ist... es ist mein Glücksvogel“, antwortete er schließlich und senkte den Blick.

„Dein Glücksvogel?“, wiederholte das Mädchen, ein schelmisches Lächeln erhellte ihr Gesicht. „Der sieht ja nicht gerade aus wie ein Glücksbringer.“

Kayo spürte einen Stich von Wut in sich aufsteigen. „Es ist ein Geschenk“, erwiderte er, den Vogel fest an seine Brust drückend. „Ein sehr wertvolles Geschenk.“

Das kleine Mädchen, das die Verzweiflung des Jungen spürte, wurde milder. „Es tut mir leid“, flüsterte sie, den Blick gesenkt. „Ich wollte dich nicht verärgern.“

Kayo, durch die Entschuldigung des Mädchens besänftigt, schenkte ihr ein schüchternes Lächeln. „Ach, kein Problem“, flüsterte er.

Der ältere Junge, der sich als Anführer der Gruppe zu erkennen gab, kam auf sie zu, ein hölzernes Gefäß voller dampfender Suppe in der Hand. "Kommt, esst", sagte er und reichte Kayo eine Schüssel. "Ihr müsst hungrig sein."

Kayo nahm die Schüssel dankbar entgegen und führte den Löffel zu seinen Lippen. Die Suppe, aus Wurzeln und Wildgemüse gekocht, war zwar simpel, doch sie schmeckte nach Trost und Hoffnung. Um das Feuer herum aßen die Kinder schweigend und genossen jede Portion wie ein Festmahl.

Mit jedem Fortschreiten der Nacht lockerte sich die Atmosphäre. Die Kinder der Lichtung, zunächst misstrauisch, hatten sich ihren Gästen geöffnet. Sie hatten ihr kärgliches Mahl, ihre Decken und vor allem ihre Geschichten geteilt. Geschichten voller Gewalt, Verlust und Schrecken, aber auch voller Mut, Widerstandsfähigkeit und Hoffnung.

Kayo, von der Wärme des Feuers und den beruhigenden Kinderstimmen wie in eine sanfte Trance versetzt, schloss die Augen und ließ sich vom Schlaf einhüllen. Zum ersten Mal seit Beginn seines Alptraums spürte er Geborgenheit, umgeben von dieser neuen Sippe, die durch Schmerz und Hoffnung vereint war. Morgen würden sie ihre Reise fortsetzen, ahnungslos über das Schicksal, das sie erwartete. Doch im Augenblick reichte die Gegenwart, mit ihren Schimmern menschlicher Wärme und Solidarität in einer Welt, die dem Chaos verfallen war.

Kapitel 6: Der Flug des Vogels

Die Sonne lugte gerade erst über den Horizont, malte den Himmel in ein oranges Licht, als Kayo aus seinem Schlaf erwachte. Er öffnete die Augen, noch erfüllt von der sanften Wärme der Nacht, und blickte sich um. Die Lichtung, in ein weiches, unwirkliches Licht getaucht, schien in einer eigenartigen Stille zu schweben. Nur das Knistern des verkohlten Holzes im erloschenen Feuerherd durchbrach die allgegenwärtige Ruhe.

Langsam richtete er sich auf, spürte die Steifheit seines Körpers, der von der Reise und dem harten Boden schmerzte. Sein Blick fiel auf die Kinder in der Lichtung, die eng aneinander gekuschelt waren wie ein Nest aus sonnengebräunten Federn. Ihr ruhiger, gleichmäßiger Atem zeugte von einem friedlichen Schlaf, einem Schlaf, den er beneidete.

Kayo legte seine Hand auf sein Strohmannchen, das er fest an seine Brust drückte. Die raue Textur des geflochtenen Strohs spendete ihm vertrauten Trost, eine greifbare Verbindung zu der schwachen Hoffnung, die ihn antrieb. Mit seinen Fingerspitzen streichelte er die zerbrechlichen Flügel und stellte sich für einen Moment vor, wie der Vogel in die Luft stieg, mit Anmut und Leichtigkeit durch die Lüfte schwebte und ihn zu einer besseren Zukunft führte.

Ein leises Stöhnen, aus dem Inneren der Lichtung kommend, riss ihn aus seinen Gedanken. Er drehte den Kopf in Richtung des Geräusches und erblickte Abeni, die in der Nähe eines Haufens grober Decken kniete. Ihr Gesicht, vom schwachen Schein der Morgendämmerung beleuchtet, war von Sorge und Müdigkeit gezeichnet.

Kayo stand lautlos auf und näherte sich ihr, seine nackten Füße sanken in die feuchte Erde. Er blieb einige Schritte entfernt stehen, zögernd, das drückende Schweigen zu brechen, das sie umhüllte. An dem schmerzvollen Ausdruck von Abeni erkannte er, dass etwas nicht stimmte.

„Abeni?“, flüsterte er, seine Stimme kaum hörbar. „Was ist los?“

Abeni zuckte leicht zusammen, als sie Kayos Stimme hörte. Sie drehte den Kopf zu ihm, ihre geröteten Augen verrieten eine schlaflose Nacht. "Kayo", flüsterte sie, ihre Stimme heiser. "Bist du schon wach?"

Kayo nickte und kam ihr noch ein Stück näher. Er kniete sich neben sie und richtete seinen Blick auf die reglose Gestalt unter den Decken. In diesem Moment wurde ihm mit einem Stich im Herzen klar, dass das leise Stöhnen, das er gehört hatte, kein Zeichen des Erwachens war, sondern ein unterdrückter Schmerzenslaut.

„Das ist mein Kind“, flüsterte Abeni, ihre Stimme von Tränen zerrissen. „Es geht ihm nicht gut. Es hat die ganze Nacht schrecklich gelitten.“

Kayo blickte Abeni an, hilflos angesichts ihrer Verzweiflung. Er wusste nicht, was er sagen, was er tun sollte, um ihr Trost zu spenden. Er war selbst nur ein Kind, dem das Unfassbare widerfuhr, doch er verstand den Schmerz des Verlustes, die Angst, ein wertvolles Leben zu sehen, wie es erlischt.

„Er braucht die Pflanze“, erwiderte Abeni, ihre Stimme von verzweifelter Hoffnung erfüllt. „Die Pflanze, die wir suchen. Es ist seine einzige Chance.“

Kayo richtete sich auf, ein Gefühl der Dringlichkeit überkam ihn. Er blickte zu den Kindern auf der Lichtung, die noch schliefen, ahnungslos von dem Drama, das sich neben ihnen abspielte. Er musste handeln, sie wecken, sie warnen.

„Ich werde ihnen helfen“, sagte er entschlossen, seine Stimme klang selbstsicherer, als er erwartet hatte. „Wir werden diese Pflanze finden, Abeni. Ich verspreche es dir.“

Ein Schauer durchfuhr Kayos schlanken Körper, als ihm die Schwere der Situation bewusst wurde. Das Versprechen, das er Abeni gegeben hatte, hallte in seinem Kopf wider, wie ein heiliger Schwur, eine Verpflichtung gegenüber dem Leben, gegenüber der Hoffnung. Er wandte sich den Kindern des Waldes zu, deren ruhige Gesichter einen starken Kontrast zu dem Gefühl der Dringlichkeit bildeten, das ihn bedrängte.

Er näherte sich einem Jungen, dessen Gesicht eine tiefe Narbe trug, ein brutales Zeugnis der Gewalt, die sie alle erlebt hatten. Kayo zögerte einen Moment, hin- und hergerissen zwischen der Angst, sie aus dem Schlaf zu reißen, und der Notwendigkeit, schnell zu handeln.

„Wach auf“, flüsterte er und legte eine zögerliche Hand auf die Schulter des Jungen. „Bitte, wach auf.“

Der Junge drehte sich um, stieß ein leises Grunzen aus, seine schweren Augenlider kämpften mühsam darum, sich zu öffnen. Ein leerer und verwirrter Blick begegnete Kayos, der ein Ziehen in seiner Brust verspürte, als er die zerbrechliche Unschuld erkannte, die in den Augen des Jungen schimmerte.

„Was ist denn los?“, murmelte der Junge mit verquollener Stimme, noch immer im Halbschlaf gefangen. „Warum weckst du mich?“

„Das ist wichtig“, betonte Kayo, ihr Herz hämmerte in ihrer Brust. „Wir müssen Abeni helfen. Ihr Kind ist krank, sehr krank.“

Verwirrung wich einem Schimmer von Verständnis in den Augen des Jungen. Langsam richtete er sich auf und blickte zu Abeni, die sich über ihr Kind beugte. Die Schwere der Situation traf ihn wie ein Blitz und jagte die letzten Spuren des Schlafs davon.

„Was können wir denn noch tun?“, fragte er, seine Stimme rau, ein Gemisch aus Sorge und Resignation. „Wir haben doch alles versucht.“

„Abeni sagte, er brauche eine Pflanze“, erklärte Kayo und klammerte sich an diese schwindende Hoffnung. „Eine seltene Pflanze, die im Wald wächst. Wir müssen ihm helfen, sie zu finden.“

Der Junge stand auf, dicht gefolgt von anderen Kindern, die ebenfalls erwacht waren und von dem Gespräch gefesselt waren. Bald hatte sich eine kleine Gruppe um Kayo gebildet, ihre fragenden Blicke ruhten auf ihm.

Kayo holte tief Luft, ein plötzliches Gefühl der Verantwortung überkam ihn. Er war erst fünf Jahre alt, doch der Krieg hatte ihn gezwungen, zu schnell erwachsen zu werden, eine Rolle zu übernehmen, die ihm nie zugehörig gewesen wäre.

„Wer weiß, wo man diese Pflanze finden kann?“, fragte er und musterte die Gesichter der Kinder des Waldes. „Abeni ist verzweifelt. Wir müssen ihr helfen, ihr Kind zu retten.“

Eine drückende Stille legte sich über die Gruppe, schwer beladen mit Zweifeln und Unsicherheit. Die Kinder tauschten verstohlene Blicke aus, ihre Gesichter spiegelten ein Wechselbad der Gefühle zwischen Mitgefühl und Ohnmacht wider.

„Das ist eine Pflanze, die in den Bergen wächst“, flüsterte ein Mädchen schließlich, ihre großen, dunklen Augen auf den Boden gerichtet. „Meine Großmutter erzählte mir davon, als ich noch klein war. Sie sagte, sie habe die Kraft, die schwersten Krankheiten zu heilen.“

Ein Hoffnungsschimmer durchfuhr Kayo. „Kennst du den Weg?“, fragte er eifrig. „Kannst du uns dorthin führen?“

Die junge Frau zögerte einen Moment lang, ihr Blick schweifte ins Leere, als würde sie schmerzhaft Erinnerungen durchleben. „Es ist ein gefährlicher Ort“, flüsterte sie, ihre Stimme kaum hörbar. „Viele sind dort verloren gegangen, nie zurückgekehrt.“

„Wir haben keine andere Wahl“, betonte Kayo, entschlossene Brillanz in ihren Augen. „Wir müssen es versuchen. Für Abenis Kind.“

Der Junge mit der Narbe trat näher, sein Blick hart im Gegensatz zu den sanften Worten, die er sprach. „Wir werden dir helfen, Kayo“, sagte er und legte eine tröstende Hand auf ihre Schulter. „Wir werden diese Pflanze finden. Gemeinsam.“

Ein Flüstern ging durch die Gruppe der Kinder, ein Gemisch aus Besorgnis und Entschlossenheit. Die Sonne, nun höher am Himmel, filterte durch das Blätterdach und warf tanzende Lichtflecken auf den Boden der Lichtung. Die Dringlichkeit der Lage drängte sich allen auf: Der Zustand des Kindes von Abeni duldet keinen Aufschub.

Abeni, das Gesicht von Angst gezeichnet, beobachtete, wie sich die Kinder um sie herum sammelten. Ihr fieberndes Kind drückte sie fest an sich, während sie in Kayos Augen nach einem Hoffnungsschimmer suchte, an dem sie sich festhalten konnte. Ihre Stimme, als sie sich an die kleine Gruppe wandte, war von einer herzerreißenden Dankbarkeit erfüllt. "Mögen die Geister des Waldes euch führen und beschützen", flüsterte sie, die Augen von Tränen getrübt.

Das kleine Mädchen, das von der Pflanze gesprochen hatte, eine zarte Gestalt namens Aïssa, übernahm die Führung der Gruppe. Sie schritt mit entschlossenem Schritt voran, ihr jugendliches Gesicht in ernstem Ausdruck erstarrt, als ob sie die Last der Welt auf ihren Schultern tragen würde.

Kayo folgte ihr dicht auf den Fersen und umklammerte seinen Strohvogel wie einen Talisman. Er beobachtete Aïssa, wie sie durch das grüne Labyrinth schritt, ihr zierlicher Körper schlüpfte mit verblüffender Leichtigkeit zwischen Lianen und knorrigen Wurzeln hindurch. Er war fasziniert von ihrer Selbstverständlichkeit, von dieser Vertrautheit mit einer Umgebung, die ihm gleichermaßen Furcht und Faszination einflößte.

Der Wald verdichtete sich, je weiter sie vordrangen, das Sonnenlicht kämpfte vergeblich, um die dichte Baumkrone zu durchdringen. Unbekannte Vogelrufe hallten um sie herum, eine fremde und betörende Melodie, die ihre Reise begleitete. Die Luft war schwer, schwül, durchtränkt von Feuchtigkeit und dem betörenden Duft wilder Blumen.

Kayos Herz hämmerte in seiner Brust, eine Mischung aus Aufregung und Beklommenheit durchfuhr ihn. Seine Augen huschten über die Umgebung, auf der Suche nach dem kleinsten verdächtigen Geräusch, der flüchtigen Gestalt einer Bedrohung. Der Wald, Zufluchtsort für manche, konnte sich für diejenigen, die es wagten, unvorsichtig in seine Tiefen vorzudringen, in eine tödliche Falle verwandeln.

„Gleich sind wir da“, verkündete Aïssa und hielt abrupt inne. Mit dem Finger zeigte sie auf eine Lücke in der Vegetation, die in einem unwirklichen Licht erstrahlte. „Die Pflanze wächst dort, in der Nähe des Wasserfalls.“

Kayo folgte ihrem Blick und spürte einen Schauer über seinen Rücken laufen. Der Wasserfall, ein wahrer Vorhang aus silbernem Wasser, der von einer steilen Klippe stürzte, strahlte eine Aura von Geheimnis und Macht aus. Um den klaren Wasserbecken, der sich zu seinen Füßen ausbreitete, wuchs üppige Vegetation, die von der feuchten Luft profitierte.

„Siehst du diese Blume?“, fragte Aïssa und zeigte auf eine Pflanze mit tiefblauen Blütenblättern, die fast unwirklich wirkten und sich vom dunklen Grün der Vegetation abhoben. „Die brauchen wir. Aber Vorsicht“, fügte sie hinzu und runzelte die Stirn, „man darf sie nicht mit bloßen Händen berühren. Ihr Saft ist giftig.“

Ein vorsichtiges Schweigen empfing seine Worte. Kayo, trotz seines jungen Alters, verstand die implizite Warnung. Der Wald, Quelle des Lebens und der Schönheit, barg auch unsichtbare Gefahren, Fallen, die für die Unvorsichtigen ausgelegt waren. Er drückte seinen Strohvogel an sich, als wolle er sich selbst beruhigen, und beobachtete die anderen Kinder.

Der Junge mit der Narbe übernahm, ohne zu zögern, die Führung der Gruppe. Mit verblüffender Selbstsicherheit näherte er sich dem Wasserfall, sein Blick fegte jeden Winkel, jede Ritze des feuchten Gesteins ab. Die anderen Kinder folgten ihm dicht auf den Fersen und bildeten eine zögerliche Menschenschlange auf den rutschigen Felsen.

Kayo, im Zentrum der Gruppe, fühlte sich zwischen dem Drang zum Rückzug und der Entschlossenheit, die in Aissas Augen blitzte, hin- und hergerissen. Das Mädchen, mit ernster Miene, schien von einer unsichtbaren Kraft gelenkt, einer Mission, die nur sie in ihrer Gesamtheit verstand.

Am Rande der Pflanze formten sie einen stillen Kreis. Die Blüte, von einem fast unwirklichen, tiefen Blau, schien unter den Wassertröpfchen des Wasserfalls in einem übernatürlichen Licht zu erstrahlen. Ihre Blütenblätter, von durchscheinender Zartheit, ließen silbrig leuchtende Adern erahnen. Das Aroma, das von ihr ausging, war betörend, eine berauschende Mischung aus wildem Honig und unbekannten Gewürzen.

Kayo bemerkte, dass die Schönheit der Blume bei den anderen Kindern keine Bewunderung hervorrief. Im Gegenteil, ihre Gesichter zeigten eine Mischung aus Furcht und Respekt, als befänden sie sich in Gegenwart einer zugleich heiligen und gefährlichen Kreatur.

„Wir brauchen ein Messer“, sagte der Junge mit der Narbe, seine Stimme verriet keine Emotion. „Und etwas, um es zu transportieren, ohne es zu berühren.“

Eines der Kinder reichte ein rostiges Messer, dessen Griff mit einem Stück abgenutztem Leder umwickelt war. Ein anderes legte vorsichtig ein großes Bananenblatt am Fuß der Pflanze ab.

Der Junge mit der Narbe kniete vorsichtig nieder, sein Blick fest auf die intensiv blaue Blume gerichtet. Mit einer präzisen Bewegung schnitt er den Stängel an der Basis ab, darauf bedacht, ihn nicht mit seinen Fingern zu berühren. Die Blume kippte leicht, als hätte sie einen Teil von sich selbst verloren, richtete sich dann aber stolz wieder auf und trotzte der Welt mit ihrer zerbrechlichen Schönheit.

Kayo beobachtete die Szene, sein Herz hämmerte wie ein wilder Schlagzeuger. Er hatte das Gefühl, einem uralten Ritual beizuwohnen, das von Generation zu Generation weitergegeben wurde, wo die Grenze zwischen Realität und Magie verschwamm. Der

Wald, stiller Zeuge ihrer kleinsten Bewegungen, schien den Atem anzuhalten, als wollte er die Bedeutung dessen, was sich unter seinen dichten Blätterkronen abspielte, selbst ermesen.

Der Junge mit der Narbe richtete sich langsam auf und hielt das Bananenblatt, in dem die blaue Blume verborgen war, zärtlich fest. Seine Bewegungen, von verblüffender Sparsamkeit und Präzision, verrieten ein angeborenes Verständnis der Natur, eine tiefe Ehrfurcht vor ihren Geheimnissen und Gefahren.

Der Rückweg zur Lichtung war still, jeder schien in seine eigenen Gedanken versunken, verfolgt von der Ungewissheit des kommenden Tages. Kayo schritt an Aissas Seite und beobachtete das Spiel von Licht und Schatten, das über ihr jugendliches Gesicht tanzte. Er wollte ihr danken, ihr sagen, wie sehr er ihren Mut und ihre Entschlossenheit bewunderte, doch die Worte stauten sich in seiner Kehle, unfähig, die Barriere seiner Lippen zu durchbrechen.

Er antwortete nur mit einem schüchternen Lächeln, das die kleine Mädchen mit einer berührenden Ernsthaftigkeit erwiderte. Ihre Verbundenheit, die aus der Notlage und der Angst entstanden war, speiste sich nun von einem zarten Hoffnungsschimmer, einem flackernden Licht in der Dunkelheit ihres Schicksals.

Zurück an der Lichtung hing eine bedrückende Atmosphäre in der Luft, durchdrungen von einer greifbaren Angst. Abeni saß am wieder entfachten Feuer und drückte ihr Kind fest an sich, als wollte sie ihm ihre eigene Lebenskraft einflößen. Ihr Blick, als sie die Gruppe der Kinder mit der blauen Blume zurückkehren sah, leuchtete auf mit verzweifelter Hoffnung, ein stummer Appell an diese jungen Seelen, die von der Tragödie gezeichnet waren.

Der Junge mit der Narbe näherte sich ihr vorsichtig und legte das Bananenblatt zu ihren Füßen ab. Mit knappen Worten, die im Kontrast zur Schwere der Situation standen, erklärte er, wie man die Blume zubereitet und welche Vorsichtsmaßnahmen man treffen muss, um jeglichen Kontakt mit ihrem giftigen Saft zu vermeiden. Seine Worte waren klar, präzise und frei von jeglicher sichtbarer Emotion, doch Kayo spürte in ihm eine tiefe Anteilnahme, eine Empathie, die aus geteiltem Leid entstanden war.

Abeni hörte aufmerksam zu, ihr Gesicht war von Sorge gezeichnet, doch ihre Augen blieben auf der blauen Blume, als ob sie darin das Versprechen einer wundersamen Heilung sähe, die Möglichkeit, dem tragischen Schicksal zu entkommen, das ihr drohte. Mit langsamen, fast heiligen Bewegungen nahm sie das Bananenblatt und zog sich in eine Ecke der Lichtung zurück, verborgen vor neugierigen Blicken.

Kayo folgte ihm mit den Augen, das Herz wie zugeschnürt in ihrer Brust. Sie konnte nichts weiter tun, als zu hoffen, zu beten, dass diese wundersame Blume ihre

Versprechen halten würde, dass die Magie des Waldes ein weiteres Mal wirken würde, um das Böse abzuwenden und den leidenden Seelen Erleichterung zu bringen.

Der Schatten der Bäume erstreckte sich über die Lichtung und tauchte den roten Boden in eine unheimliche Dämmerung. Das Feuer, von den Kindern sparsam gespeist, warf flackernde Schatten auf ihre Gesichter und hob die von Hunger und Müdigkeit gezeichneten Züge hervor. Die Stille, schwer und bedrückend, wurde nur durch das Knistern der Flammen und das ferne Rauschen des Wasserfalls unterbrochen.

Kayo, zurückgezogen von der Gruppe, beobachtete das Geschehen mit einem Kloß im Hals. Er spürte Abenis Angst wie eine eisige Welle, die den Raum erfüllte und die kleinsten Funken der Hoffnung erstickte. Das Schicksal des kranken Kindes hing an einem dünnen Faden, hin- und hergerissen zwischen Leben und Tod in einem stillen und unbarmherzigen Kampf.

Seit Abeni in die Lichtung zurückgekehrt war, vergingen die Stunden mit der Langsamkeit einer mondlosen Nacht. Die junge Frau, in ein Schweigen vertieft, das von Angst durchzogen war, hatte mit religiöser Präzision den Sud aus der blauen Blume zubereitet. Jede ihrer Bewegungen, gemessen und zart, verriet die immense Hoffnung, die sie in dieses zerbrechliche Heilmittel setzte, die einzige Waffe gegen das Übel, das ihr Kind verzehrte.

Kayo hatte sie die Potion mit unendlicher Zärtlichkeit verabreichen sehen, Tropfen für Tropfen das bernsteinfarbene Fluid auf die trockenen Lippen des Kindes träufeln. Er hatte in ihren Augen ein Gemisch aus Hoffnung und Schrecken wahrgenommen, die Angst, dass diese verzweifelte Tat Sieg oder Untergang bedeuten könnte.

Nun war das Warten unerträglich. Das Kind, auf einem Bett aus getrockneten Blättern liegend, schien in einen fiebrigen Schlaf zu versinken, sein kleiner Körper von unkontrollierbaren Zuckungen erschüttert. Abeni, zu seinen Seiten zusammengekauert, rührte keinen Schritt von ihm, ihre Augen fest auf ihn gerichtet, in seinem abgehackten Atem nach dem kleinsten Zeichen von Besserung suchend.

Kayo, der den erstickenden Schweigen nicht länger ertragen konnte, stand auf und näherte sich dem Jungen mit der Narbe, der mit einem verkohlten Stock die Flammen anzog.

„Kann man etwas tun?“, hauchte Kayo fast unhörbar, die Frage entwich ihm wie ein zögerlicher Atemzug.

Der Junge mit der Narbe blickte ihn an, ein unleserliches Funkeln in seinen Augen. "Wie was?"

Kayo drückte sein Strohvogel fest an seine Brust, auf der Suche nach den richtigen Worten, nach denen, die die Angst besänftigen könnten, die ihn quälte. „Ich weiß nicht, ein Lied singen? Eine Geschichte erzählen? Meine Mutter, als ich krank war, sang sie immer...“

Ein trauriges Lächeln huschte über die Lippen des Jungen mit der Narbe. "Deine Mutter ist gegangen, kleiner Bruder. Hier heilen Lieder niemanden mehr."

Kayo senkte den Blick, das Herz von einer vertrauten Trauer gepresst. Er wusste, dass der Junge Recht hatte, dass der Tod ein zu häufiges Gast in ihrer Welt war, ein bedrohlicher Schatten, der über jeden der Krieg erkämpften Moment hing. Und doch konnte er sich nicht dazu bringen, diese Ohnmacht zu akzeptieren.

Er fixierte den Jungen mit der Narbe erneut, eine Spur von Trotz in seinen Augen. "Was, wenn wir es trotzdem versuchen? Für sie, für Abeni. Wir können es zumindest versuchen."

Der Junge mit der Narbe musterte ihn lange, als wolle er das Geheimnis seiner unbezwingbaren Entschlossenheit lüften. Um sie herum waren die anderen Kinder verstummt, ihre Blicke huschten zwischen Kayo und dem Jungen mit der Narbe hin und her. Die Atmosphäre, schwer und still, schien von einer greifbaren Spannung zu vibrieren.

„Was willst du denn singen, kleiner Bruder?“, fragte der Junge mit der Narbe schließlich, ein Schmunzeln in seiner rauen Stimme erkennbar.

Kayo richtete sich auf, stolz auf diesen unerwarteten Sieg. Er schloss die Augen und suchte in seinen Erinnerungen nach einer vertrauten Melodie, einem Schlaflied, das seine Mutter ihm gesungen hatte, um die Alpträume zu vertreiben. Ein sanftes, melancholisches Lied, das von bunten Vögeln, duftenden Blumen und singenden Flüssen erzählte. Ein Lied, das von einer Welt erzählte, in der es keinen Krieg gab, einer Welt, in der die Hoffnung wie eine ewige Sonne strahlte.

Und während ihre zarte Stimme in der Nacht emporstieg, kaum lauter als das Knistern der Flammen, spürte Kayo, dass sich etwas um sie herum veränderte. Die angespannten Gesichter der Kinder schienen sich zu entspannen, ihre Blicke in die Ferne gerichtet, als würden auch sie in das ferne Land reisen, wo die Leiden im Klang ihrer Stimme verschwanden.

Der Junge mit der Narbe, die Augen geschlossen, ließ sich von der Melodie wiegen, ein Ausdruck der Ruhe lag auf seinem abgemagerten Gesicht. Um das Feuer herum tanzten die Schatten im Takt des Liedes, als wären auch sie von der Magie dieses stillstehenden Moments berührt.

Und für einen Moment, einen kurzen, der Dunkelheit der Welt entrissenen Moment, verwandelte sich die Lichtung in eine Oase der Ruhe, ein zerbrechliches Refugium, in dem die Hoffnung aus der Asche wieder erwachte, getragen von der Stimme eines Kindes, das sang, um den Tod zu bannen.

Die zarte Melodie, gewebt aus Erinnerungen und Hoffnung, schwebte lange in der stillen Luft der Lichtung. Als Kayo den Blick senkte, eine Träne über seine Wange glitt, ohne dass er es bemerkte, hatte ein ehrfürchtiges Schweigen die knisternden Flammen und die besorgten Flüsterungen ersetzt.

Die Augen der Kinder, auf ihn gerichtet, spiegelten ein neues Licht wider, ein zartes Funkeln in der Tristesse ihres Alltags. Der Junge mit der Narbe, sein Gesicht entspannt, stieß einen Seufzer aus, der wie ein Dank klang.

„Deine Mutter... sie hatte eine schöne Stimme“, flüsterte er und durchbrach das Schweigen mit einer ungewöhnlich sanften Stimme.

Kayo nickte, sprachlos, die Kehle zugeschnürt von Emotionen. Er wusste, dass sein Lied nur ein Tropfen im Meer ihres Leids war, doch für einen Moment hatte er das Gefühl, das unsichtbare Gewicht, das auf ihren Schultern lastete, die zu früh erwachsen geworden waren, ein wenig zu erleichtern.

Eine Bewegung in der Nähe des Feuers zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Abeni, das Gesicht bleich und von einem neuen Schein erhellt, beugte sich über ihr Kind. Kayo hielt den Atem an, das Herz hämmerte in seiner Brust, und er lauerte auf das kleinste Zeichen, die geringste Regung.

Ein leises Stöhnen, fast unhörbar, entwich aus den Lippen des kranken Kindes. Abeni richtete sich auf, ihre Augen weit aufgerissen, ein Gemisch aus Hoffnung und Unglaube spiegelte sich in ihren abgezehrten Gesichtszügen wider.

„Er bewegt sich“, flüsterte sie, ihre Stimme kaum hörbar. „Er hat etwas von dem Trank getrunken...“

Ein Flüstern schwebte durch die Kindergruppe, ein Hauch geteilter Hoffnung in der Dunkelheit. Kayo sprang auf und eilte zu Abeni und dem kranken Kind. Er beugte sich über den zarten Körper, suchte nach einem Lebenszeichen, nach einem Funken Hoffnung in der Finsternis.

Die Augen des Kindes, vom Fieber getrübt, öffneten sich langsam und ruhten mit einem Schimmer der Erkenntnis auf Abeni. Ein zartes Lächeln, wie ein Versprechen, erhellte sein abgemagertes Gesicht.

„Mama...“

Das Wort, kaum geflüstert, hallte in der Lichtung wider wie ein Siegesruf, der der Nacht entrissen wurde. Abeni nahm die Hand ihres Kindes in ihre, umklammerte sie mit verzweifelter Kraft, als wolle sie es daran hindern, in die Leere des Bewusstseins zurückzufallen.

„Ich bin hier, mein Schatz“, flüsterte sie, während Tränen über ihre Wangen liefen, ohne dass sie versuchte, sie zurückzuhalten. „Alles wird gut, jetzt. Dir wird es bald besser gehen.“

Kayo betrachtete die Szenerie, sein Herz erfüllt von einer Freude, die mit Melancholie vermischt war. Er wusste, dass die Schlacht noch nicht gewonnen war, dass die Gefahr in dieser von Gewalt zerrissenen Welt niemals weit entfernt war. Doch im Augenblick hatte die Hoffnung wieder ihren Platz am Feuer gefunden, zerbrechlich wie eine Flamme im Wind, aber doch real.

Der Junge mit der Narbe trat näher, ein schelmisches Funkeln in seinen Augen. "Siehst du, kleiner Bruder", sagte er und klopfte ihm sanft auf die Schulter. "Manchmal können Lieder wahre Wunder bewirken."

Kayo lächelte schüchtern und drückte seinen Strohvogel fest an seine Brust. Er verstand nicht wirklich, was geschehen war, aber er wusste, dass er gerade einen besonderen und kostbaren Moment erlebt hatte. Einen Moment, in dem Musik, Hoffnung und Solidarität über Angst, Schmerz und Tod gesiegt hatten.

Die Nacht war noch lang, der Weg vor ihnen gesäumt von unbekannten Hindernissen. Doch im Moment liess sich Kayo von der sanften Wärme des Feuers wiegen, das Herz erfüllt von unendlicher Dankbarkeit für diese Kinder, die ihm trotz der Wunden der Vergangenheit und der Ungewissheit der Zukunft Zuflucht und Familie geboten hatten.

Die Sonne, wie ein glühendes Auge im Todeskampf, tauchte am Horizont ein und hüllte den Wald in purpurne und orangefarbene Töne. Die Schatten streckten sich lang und bedrohlich, während eine feuchte Kühle vom Boden aufstieg. Kayo, am wieder auflebenden Feuer sitzend, spürte das Gewicht der nahenden, ungewissen Nacht.

Abeni, die ihr Kind nun friedlich wiegte, schenkte ihm einen Blick, der unendliche Dankbarkeit ausstrahlte, eine Mischung aus zurück gehaltenen Tränen und einem zarten Lächeln, so zerbrechlich wie das flackernde Licht der Flammen.

„Danke, Kayo“, flüsterte sie, ihre Stimme rauh vom Erschöpfen und der Erleichterung. „Du hast meinen Sohn gerettet. Ich werde es nie vergessen.“

Kayo, verlegen durch diese Anerkennung, die er nicht für verdient hielt, senkte den Blick auf seinen Strohvogel. Er hatte nur gesungen, wie seine Mutter es einst für ihn getan hatte. War das genug, um als Held zu gelten?

Der Junge mit der Narbe, der eifrig trockenes Geäst ins Feuer schob, drehte sich zu ihm um, ein spöttisches Lächeln erhellte sein Gesicht.

„Du scheinst deinen Weg gefunden zu haben, kleiner Bruder“, sagte er, ein Hauch von Bewunderung in seiner Stimme. „Der Gesang, vielleicht ist das deine Waffe gegen das Unheil.“

Kayo zuckte mit den Achseln, unsicher über die tatsächliche Bedeutung seiner Geste. Doch als er Abenis ruhiges Gesicht und den gleichmäßigen Atem des Kindes, das sich an sie schmiegte, beobachtete, schlich sich ein Hoffnungsschimmer wider Willen in sein Herz.

Am Feuer versammelten sich die Kinder des Waldes, von der wiedergefundenen Ruhe geborgen, und bereiteten sich auf die Nacht vor. Manche scharten sich zusammen und suchten unter notdürftigen Decken die Wärme des menschlichen Kontakts. Andere, einsamer Natur, schlüpfen in den Schlaf, ihre Augen auf die tanzenden Flammen gerichtet, wie hypnotisiert von ihrem ewigen Tanz.

Kayo, obwohl die Müdigkeit schwer auf seinen Lidern lastete, konnte er keinen Schlaf finden. Er fühlte sich zugleich fremd und vertraut inmitten dieses Stammes von Kindern, die durch Tragödie und Hoffnung vereint waren. Ihr Mut, ihre Widerstandsfähigkeit angesichts der Widrigkeiten faszinierten ihn und erinnerten ihn an die Stärke, die seine eigene Mutter stets inmitten von Prüfungen gefunden hatte.

Als die Nacht endgültig hereinbrach und die Lichtung in eine sternenübersäte Dunkelheit hüllte, näherte sich der Junge mit der Narbe, eine Holzkrüge in Richtung des Mannes ausgestreckt.

„Hier,“ flüsterte er, ein seltener Ausdruck von Zärtlichkeit in seinen Augen. „Trink das, das wird dich schlafen lassen.“

Kayo nahm die Trinkflasche dankbar entgegen, erkannte den vertrauten Duft des Kräutertees, den seine Mutter ihm zubereitete, um seine Ängste zu lindern. Er trank einen Schluck und spürte, wie die Wärme des Getränks sich in seinem schmerzenden Körper ausbreitete.

„Danke“, hauchte er, den Blick in den Flammen versunken. „Das ist nett.“

Der Junge mit der Narbe setzte sich schweigend neben ihn und starrte ebenfalls in die knisternden Flammen. Eine lange Stille breitete sich aus, nur unterbrochen vom Zirpen der Grillen und dem fernen Ruf eines Uhus.

„Weißt du“, sagte der Junge mit der Narbe, seine raue Stimme kaum hörbar, „wir bleiben nicht für immer hier. Wir folgen dem Wald, er führt uns zu... zu dem, was sein soll.“

Kayo blickte ihn neugierig an. "Wo, 'was sein muss'?"

Der Junge mit der Narbe zuckte mit den Achseln, ein trauriges Lächeln huschte über sein Gesicht. „Niemand weiß es wirklich. Ein sicherer Ort, vielleicht. Ein Ort, an dem es keinen Krieg gibt.“

Wieder senkte sich eine nachdenkliche Stille über sie. Kayo, gewärmt vom Feuer und der unerwarteten Nähe des Jungen mit der geheimnisvollen Vergangenheit, spürte, wie ihm die Augenlider schwer wurden. Das Bild seiner Mutter, ihr gütiges Lächeln und ihre sanften Lieder, schwebte einen Moment lang vor seinen Augen, bevor es in der wachsenden Dunkelheit verschwand.

So einschlief er, gewiegt vom Knistern der Flammen und dem seltsamen, neuen Gefühl, zu dieser Sippe verlorener Kinder zu gehören, vereint durch das Schicksal und die Zerbrechlichkeit einer hartnäckigen Hoffnung. Morgen würden sie ihren Weg wieder aufnehmen, geleitet vom Wald und von dem, "was sein sollte", die Lichtung und ihre Schatten hinter sich lassend, bereit, den Gefahren und Unsicherheiten einer Welt zu begegnen, die sie noch immer auf die Probe stellen würde.

Kapitel 7: Das Land jenseits der Wolken

Die Sonne, einst Quelle des Lebens und der Freude, schlug nun wie eine göttliche Strafe auf Kayo ein. Jeder Strahl schien ihn zu durchbohren, verbrannte seine bereits von Durst rissige Haut. Der Wald, einst schützend und vertraut, hatte sich in ein feindliches Labyrinth verwandelt, jeder Baum erschien ihm wie ein bedrohlicher Riese, jedes Rascheln der Blätter wie das raue Atmen eines in den Schatten lauernden Tieres.

Die Hoffnung, diese flackernde Flamme, die er nach der Genesung des Kindes von Abeni in sich wieder entfacht hatte, war allmählich erloschen und hatte einer unermesslichen Müdigkeit Platz gemacht, einer Erschöpfung, die seinen zarten Körper und seinen kindlichen Geist zerfress.

Er umklammerte er seinen Strohvogel, das einzige greifbare Überbleibsel einer Vergangenheit, die bereits einer anderen Existenz anzugehören schien. Das Stroh, vergilbt und ausgefranst, trug noch immer die Abdrücke seiner kleinen Hände, die flüchtige Erinnerung an den beruhigenden Duft des Waldes.

„Mama...“, hauchte er, seine Stimme rau und kaum hörbar in der bedrückenden Stille des Waldes.

Das Wort, das er unzählige Male in den Tiefen seiner Gedanken geflüstert hatte, hallte nun mit der Kraft eines stummen Schreis wider, verloren in der gleichgültigen, grünen Weite.

Der Junge mit der Narbe, der ein paar Schritte vor ihm ging, schien unempfindlich für die drückende Hitze und die Müdigkeit, die sie belastete. Sein Gesicht, verschlossen und unbeweglich, verriet keine Emotionen, sein durchdringender Blick musterte jeden Winkel des Waldes, als wolle er die Geheimnisse lüften, die er barg.

„Wir sollten eine Pause machen“, keuchte Kayo, ihre Beine zitterten und drohten unter ihrem Gewicht nachzugeben. „Ich habe Durst... und Hunger...“

Der Junge mit der Narbe wandte sich ihm zu, seine dunklen Augen fixierten ihn mit einer beunruhigenden Intensität.

„Bald“, erwiderte er mit einem neutralen, mitleidlosen Ton. „Man darf nicht zu lange am selben Ort verweilen. Es ist gefährlich.“

Kayo suchte nicht nach weiteren Informationen. Die Angst, diese ständige Begleiterin, schnürte ihm die Kehle zu, verhinderte, dass er sprechen, denken oder etwas anderes fühlen konnte als diese dumpfe Angst, die ihn umklammerte.

Erneut setzte er seinen zögerlichen Schritt fort, stolperte über die knorrigen Wurzeln, die den improvisierten Pfad versperrten. Der Wald verdichtete sich, die Bäume drängten sich enger aneinander, als wollten sie ihn in einem erstickenden, grünen Käfig gefangen halten.

„Wo gehen wir hin?“, fragte er schließlich, seine Stimme kaum mehr als ein Flüstern in der schwülen Luft.

Der Junge mit der Narbe zögerte einen Moment lang, sein Blick verlor sich in dem dichten Blätterdach.

„Zum Fluss“, antwortete er schließlich. „Dort werden wir Wasser finden... und vielleicht etwas zu essen.“

Das Wort "Fluss" entzündete ein Fünkchen Hoffnung in Kayos Brust. Der Fluss versprach, seinen brennenden Durst zu stillen, sein schmerzendes Gesicht und seine Glieder zu erfrischen. Der Fluss war aber auch ein fernes Echo seiner Vergangenheit, von Kindertagen voller Spiel in frischem Wasser, von seiner Mutterlachen, das an den grünen Ufern widerhallte.

Eine neue Kraft durchströmte seine dünnen Glieder. Für einen Moment vergaß er den Hunger, der in seinem leeren Magen nagte, und beschleunigte seine Schritte, dem Jungen mit der Narbe folgend, der sich mit verblüffender Leichtigkeit durch die Pflanzenhindernisse schlüpfte.

Die Luft wurde kühler, durchzogen von einem Duft nach Humus und feuchter Moos. Die Sonne, von der dichten Baumkrone verdeckt, verlor an Schärfe und verwandelte den Wald in ein Labyrinth aus Grüntönen und Brauntönen mit unscharfen Umrissen.

Kayo glaubte, das leise Rauschen von Wasser zu hören, eine sanfte und vielversprechende Melodie, die aus dem Herzen des Waldes zu kommen schien. Ihr Herz schlug schneller, ein Gefühl von Hoffnung und Beklommenheit durchströmte sie.

„Wir sind fast da“, verkündete der Junge mit der Narbe und verlangsamte sein Tempo.

Mit einem Kinnzeichen wies er auf eine Lichtlücke im dichten Blätterwerk. Kayo, den Atem anhaltend, schlüpfte vorsichtig voran und schob die letzten, den Durchgang versperrenden Äste zur Seite.

Die Lichtung öffnete sich vor ihm wie eine Oase der Ruhe, ein verstecktes Juwel, eingebettet in die unfreundliche Wildnis des Waldes. Der Fluss, ein silberner Schlangenfaden, der unter den scheuen Sonnenstrahlen glitzerte, schlängelte sich friedlich durch Ufer, die mit Farnen und Wildblumen übersät waren. Schmetterlinge mit

bunten Flügeln tanzten in der sanften Luft, und der melodische Gesang unsichtbarer Vögel erfüllte die beruhigende Stille.

Kayo blieb einen Moment lang wie erstarrt stehen, gefesselt von der unwirklichen Schönheit des Anblicks, der sich ihm bot. Es war, als hätte er nach einer langen Reise durch eine wüste Einöde endlich eine üppige Oase entdeckt, ein Refugium, in dem das Leben trotz der umliegenden Dunkelheit wieder erwachte.

Der Junge mit der Narbe, nachdem er sich mit einem kurzen, flüchtigen Blick umgesehen hatte, schritt zielstrebig auf das Ufer zu.

„Wir trinken, ruhen uns etwas aus und machen weiter“, verkündete er, seine Stimme frei von jeglicher Regung. „Man sollte nicht zu lange an einem Ort verweilen.“

Kayo nickte, zwang sich, den Blick von dem bezaubernden Fluss abzuwenden. Er wusste, dass der Junge mit der Narbe Recht hatte. Der Wald, trotz seiner trügerischen Schönheit, blieb ein gefährlicher Ort. Der Krieg, allgegenwärtig, konnte sie jederzeit einholen und ihnen diesen zerbrechlichen Waffenstillstand entreißen.

Er näherte sich dem Ufer und sank auf die Knie, dicht am kühlen Wasser. Er tauchte seine Hände in die klare Strömung und ließ das eisige Nass die Hitze seiner Haut lindern. Er trank in tiefen Zügen und spürte, wie das frische Wasser ihn von innen heraus belebt und die Trockenheit, die seine Kehle qualte, vertreibt.

„Wir sollten etwas essen“, flüsterte er, das Knurren in seinem Magen immer lauter werdend.

Der Junge mit der Narbe zog aus der Tasche seiner abgetragenen Hose eine Handvoll roter Beeren, die wie Rubine glänzten.

„Hier“, sagte er und reichte Kayo die Früchte, „habe ich ein paar weitere etwas weiter weg gefunden. Pass auf, manche sind noch grün.“

Kayo nahm die Beeren vorsichtig auf, betrachtete sie genau, bevor er sie in den Mund steckte. Das saftige, süße und leicht säuerliche Fruchtfleisch explodierte auf seiner Zunge, ein wahrer Festschmaus für seine hungrigen Geschmacksnerven.

Er aß langsam und genoss jeden Bissen, dankbar für das Glück, in dieser unwirtlichen Umgebung überhaupt Nahrung gefunden zu haben.

„Woher weißt du, welche Beeren man essen kann?“, fragte er, von Neugier gepackt.

Der Junge mit der Narbe zuckte mit den Achseln und starrte auf das Wasser, das zwischen den Felsen strömte.

„Ich habe gelernt“, erwiderte er schlicht. „Der Wald ist wie ein offenes Buch. Man muss nur wissen, wie man ihn liest.“

Kayo betrachtete den Jungen mit der Narbe mit neu geweckter Bewunderung. Trotz seines jungen Alters schien er ein intuitives Verständnis der Natur zu besitzen, eine Fähigkeit, ihre Zeichen zu deuten und ihre Ressourcen zu seinem Vorteil zu nutzen.

„Glaubst du, dass wir unsere Familien eines Tages wiedersehen werden?“, fragte er plötzlich, die Frage, die ihn seit Tagen verfolgte, entfuhr ihm unwillkürlich.

Der Junge mit der Narbe versteifte sich unmerklich. Ein Schleier der Traurigkeit legte sich über seinen dunklen Blick. Er schwieg lange, starrte auf das Wasser, das unaufhaltsam dahinströmte.

„Ich weiß nicht“, antwortete er schließlich, seine Stimme kaum mehr als ein Flüstern. „Der Krieg... er trennt Menschen. Manchmal für immer.“

Kays Herz zog sich schmerzhaft zusammen in seiner Brust. Er wollte den Worten des Jungen mit der Narbe nicht Glauben schenken und klammerte sich verzweifelt an die Hoffnung, seine Mutter wiederzufinden, sie fest in seine Arme zu schließen, ihren vertrauten Duft wieder einzusatmen und ihre sanfte Stimme zu hören, die ihm Schlaflieder vorsang.

Er umklammerte seinen strohernen Vogel, als könne dieser belanglose Gegenstand ihn vor der rohen Wahrheit, vor dem dumpfen Schmerz schützen, der drohte, ihn zu verschlingen.

„Aber... aber wir können doch hoffen, oder?“, flehte er, seine Stimme zitterte vor Verzweiflung.

Der Junge mit der Narbe drehte sich zu ihm um, seine schwarzen Augen fixierten ihn mit neuer Intensität. Ein langer Moment verging, erfüllt nur vom leisen Rauschen des Wassers, das über die Steine rauschte.

„Hoffnung ist alles, was uns bleibt“, flüsterte er schließlich, ein unbestimmtes Leuchten huschte durch seine dunklen Augen. „Ohne Hoffnung sind wir schon tot.“

Kayo klammerte sich an diese Worte wie ein Schiffbrüchiger an eine Rettungsboje. Er wollte dem Jungen mit der Narbe glauben, glauben, dass das Leben trotz des Krieges, trotz der Trennung, letztendlich siegen würde.

Die Sonne, nun milder geworden, spielte Versteckspiel durch das dichte Blätterdach und zauberte ein Spiel aus Licht und Schatten auf die glitzernde Wasseroberfläche. Kayo, wiegend im beruhigenden Rauschen des Flusses und dem fernen Gesang eines Vogels,

spürte, wie seine Augenlider schwer wurden. Die Müdigkeit, diese allzu vertraute Weggefährtin, umfing ihn erneut und zog ihn in ihre tückischen Arme.

„Wir sollten gehen“, verkündete der Junge mit der Narbe, sprang auf. „Die Nacht wird bald hereinbrechen.“

Kayo richtete sich ebenfalls auf, seine steifen und schmerzenden Beine protestierten gegen diese neue Anstrengung. Er warf der Fluss noch einen letzten Blick zu, bedauerte bereits die Kühle ihres Wassers, das Versprechen von Frieden und Gelassenheit, das sie zu verkörpern schien.

Schweigend setzten sie ihren Weg fort und drangen erneut in das grüne, unfreundliche Labyrinth ein. Als wollten sie ihren Abschied unterstreichen, schien sich der Wald hinter ihnen zu verschließen. Niedrige Äste kratzten an ihren abgenutzten Kleidern, Dornen rissen an ihren vernarbten Häuten.

Kayo folgte dem Jungen mit der Narbe schweigend, bemüht, die knurrende Leere in seinem Magen und den Durst, der ihm die Kehle ausbrannte, zu ignorieren. Die Hoffnung, dieses zarte Flackern, das der Junge mit der Narbe in ihm entzündet hatte, erhellte seinen unsicheren Pfad und gab ihm die Kraft, dem Erschöpfung und der Angst, die ihn an jeder Wegbiegung lauerten, standzuhalten.

Als die Sonne ihren langsamen Abstieg zum Horizont begann und den Himmel in orangefarbene und violette Farbtöne tauchte, öffnete sich vor ihnen eine Lichtung, unerwartet wie eine Erscheinung. Inmitten dieses lichten Raumes, von einem unwirklichen Licht durchflutet, erhob sich ein riesiger Baum, majestätisch wie ein König inmitten seines Hofes.

Sein Stamm, dick wie ein Haus, ragte in den Himmel, seine kraftvollen Äste erstreckten sich weit in die Ferne, als wollte er die Weite des Waldes umarmen. Dicke Lianen, die wie giftige Schlangen um seinen rauen Rindenmantel rankten, und eine Fülle von Kletterpflanzen, geschmückt mit farbenprächtigen Blüten, verwandelten diesen uralten Baum in einen hängenden Garten, eine Oase der Ruhe und Schönheit im Herzen des Chaos.

Kayo, gefesselt von der Pracht dieses außergewöhnlichen Baumes, blieb wie erstarrt stehen, für einen Moment die Müdigkeit vergessend, die ihn bedrückte. So etwas hatte er noch nie zuvor gesehen, nicht einmal in seinen wildesten Träumen.

„Ist... ist das ein Zauberbaum?“, flüsterte er, die Stimme erfüllt von Staunen.

Der Junge mit der Narbe nickte, nachdem er einen Moment lang gezögert hatte.

„Man nennt ihn den Ahnenbaum“, erklärte er mit leiser, fast ehrfürchtiger Stimme. „Es heißt, er sei seit Urzeiten da, habe den Wald entstehen und Menschen sterben sehen. Man sagt auch, er schütze diejenigen, die ihn verstehen.“

Kayo, von Neugierde getrieben, näherte sich vorsichtig dem riesigen Baum. Er legte seine Hand auf die raue Rinde und spürte unter seinen Fingern den langsamen Fluss des Saftes, wie das dicke, warme Blut einer lebendigen Kreatur.

„Glaubst du, er kann uns helfen?“, fragte er, den Blick in das dichte Blätterwerk verloren. „Uns helfen, unsere Familien wiederzufinden?“

Der Junge mit der Narbe schwieg lange, seine Augen waren fest auf den Baum gerichtet, als wolle er seine Geheimnisse ergründen.

„Man kann es ja immer versuchen“, antwortete er schließlich, ein Hoffnungsschimmer in seiner Stimme.

„Mit ihm musst du reden“, flüsterte der Junge mit der Narbe und deutete mit dem Kinn auf den Baum. „Sag ihm, was dir am Herzen liegt. Was du dir am meisten wünschst.“

Zögernd wandte sich Kayo dem Ahnenbaum zu. Die untergehende Sonne, die zwischen den belaubten Ästen hindurch glitt, warf bizarre Schatten auf den Boden der Lichtung, die im Takt des leichten Windes tanzten. Die Luft war schwer, schwül und durchzogen von einem eigenartigen Duft: ein Gemisch aus feuchter Erde, unbekannten Blüten und einem stechenden Geruch, den er nicht zuordnen konnte.

Er näherte sich dem Baum und kniete ungeschickt auf dem Teppich aus welken Blättern, der den Boden bedeckte. Er legte seine Hand auf die raue Rinde und spürte unter seinen Fingern die unregelmäßige Textur, die Unebenheiten, die seine empfindliche Haut kratzten. Er schloss die Augen und versuchte, die schrecklichen Bilder zu vertreiben, die seine Nächte verfolgten: das Geräusch der Waffen, die Schreie der Flüchtenden, das von Angst verzerrte Gesicht seiner Mutter.

„Ahnenbaum“, flüsterte er, seine Stimme kaum hörbar in der Stille der Lichtung. „Ich heiße Kayo. Der Krieg hat mir mein Zuhause, mein Dorf... meine Mutter genommen.“

Ihre Stimme brach in einem erstickten Schluchzen zusammen. Er drückte seinen Strohvogel an sich, als suche er darin einen Funken Trost, die flüchtige Erinnerung an die beruhigende Gegenwart seiner Mutter.

„Hilf mir“, stieß er mit rauer Stimme hervor. „Hilf mir, sie zu finden. Sag mir, wo sie ist. Ich will sie nur noch einmal sehen... ihr sagen, dass ich sie liebe.“

Die Stille kehrte zurück, schwer und unerbittlich. Kayo wartete, ihr Herz hämmerte in ihrer Brust, und sie spähte nach jedem Rascheln der Blätter, jedem Knacken der Äste, in der Hoffnung auf ein Zeichen, eine Antwort auf ihr verzweifeltes Gebet.

Die Sonne setzte ihren langsamen Abstieg fort und verschwand allmählich hinter dem Horizont. Die Schatten streckten sich und verschmolzen in einem makabren Tanz miteinander. Ein frischer Wind strich durch die Lichtung und raschelte die Blätter des Ahnenbaums in einem seltsamen Rauschen, das an eine vergessene Sprache erinnerte.

Kayo hielt die Augen geschlossen und klammerte sich an seine schwindende Hoffnung wie ein Schiffbrüchiger an ein Wrack. Er wusste nicht, wie lange er so dalag, am Fuße des riesigen Baumes, versunken in seinen verworrenen Gedanken und stillen Gebeten.

Plötzlich spürte er eine Anwesenheit an seiner Seite. Er öffnete die Augen und sah den Jungen mit der Narbe vor sich stehen, dessen Gesicht ernst war und von einem unheimlichen Schein erhellt wurde.

„Steh auf“, flüsterte der Junge mit der Narbe und streckte ihm die Hand entgegen. „Wir müssen gehen.“

Kayo richtete sich auf, den Blick fragend. „Wo? Was ist denn los?“

„Es ist Zeit“, antwortete der Junge mit der Narbe mit neutraler Stimme, ohne den Blick des anderen zu erwidern. „Der Ahnenbaum hat dein Gebet erhört. Er wird dir den Weg zeigen.“

Kayo, das Herz rastlos pochend, musterte das Gesicht des Jungen mit der Narbe und versuchte, seine rätselhaften Worte zu entziffern. "Welchen Weg? Was meinst du?"

Der Junge mit der Narbe antwortete nicht. Er nahm Kayos Hand und zog sie durch die Lichtung, hinein in das Herz des Waldes, der in die wachsende Dunkelheit getaucht war.

Der Schatten des Ahnenbaums streckte sich vor ihnen aus, ein langer, schwarzer Tintenstrich, der von der gierigen Schlund der Wälder verschluckt wurde. Kayo, die Hand feucht in der des Jungen mit der Narbe, schritt wortlos voran, ihr Herz trommelte einen unregelmäßigen Rhythmus gegen ihre Rippen.

Um sie herum hatte sich der Wald verwandelt. Die Bäume, stille Giganten, die in einem dämmrigen Licht badeten, schienen sich über ihren Weg zu beugen, ihre knorrigen Äste verflochten sich zu einem undurchdringlichen Gewölbe. Die Luft, schwer und feucht, war gesättigt mit unbekannten Düften, einem berauschenden Gemisch aus Nachtblüten und feuchter Erde. Der Gesang der Tagvögel war einem bedrückenden Schweigen gewichen, das nur durch das trockene Knacken von Zweigen unter ihren Füßen und das unaufhörliche Summen unsichtbarer Insekten unterbrochen wurde.

Kayo, von der drückenden Stille und der zunehmenden Dunkelheit gequält, umklammerte die Hand seines Führers fester. Er spürte mehr, als er sah, den Weg, einen kaum erkennbaren Pfad, der sich schlangenförmig zwischen den Bäumen schlängelte, bedeckt von einem Teppich aus welken Blättern, die ihre Schritte dämpften.

„Wo... wo gehen wir hin?“, hauchte er schließlich, seine Stimme kaum mehr als ein Flüstern in der stillen Luft.

Der Junge mit der Narbe, ohne das Tempo zu verringern, begnügte sich mit einem flüchtigen Blick. "Man muss dem Ahnenbaum vertrauen", antwortete er, seine Stimme neutral und distanziert. "Er führt uns."

Kayo war nicht beruhigt. Der Gedanke, sein Schicksal in die Hände eines Baumes, so majestätisch er auch sein mochte, zu legen, erschien ihm verrückt, unwirklich. Doch tief in seinem Inneren glühte eine hartnäckige Flamme, eine Mischung aus Hoffnung und Furcht, die ihn daran hinderte, umzukehren. Er klammerte sich an das Versprechen des Jungen mit der Narbe, an die verrückte Hoffnung, dass der Ahnenbaum in seiner jahrtausendealten Weisheit ihn zu seiner Mutter führen könnte.

So lange schritten sie dahin, die Zeit dehnte sich, als wolle sie ihre Geduld und Entschlossenheit auf die Probe stellen. Die Nacht, ein wahrer Raubtier, hatte die letzten Sonnenstrahlen verschlungen und die Wälder in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Nur wenige Sterne, die hier und da durch das dichte Blätterdach lugten, spendeten ein gespenstisches Licht, das nicht ausreichte, um ihren Weg zu erhellen.

Kayo, der immer mehr die Orientierung verlor, vertraute sich blind dem Jungen mit der Narbe an und folgte ihm, stolperte dabei gelegentlich über unsichtbare Wurzeln. Die Müdigkeit, ein schweres Blei, lastete auf ihm, beschwerte seine Lider, verspannte seine schmerzenden Muskeln. Die Formen der Bäume waren nicht mehr zu erkennen, nur noch bewegliche Schatten im Dunkel, bedrohlich und phantastisch.

Plötzlich blieb der Junge mit der Narbe wie angewurzelt stehen und streckte die Hand aus, um Kayo in ihrem Schwung zu stoppen.

„Da sind wir“, raunte er, seine Stimme kratzig und unheimlich im nächtlichen Stillschweigen.

Kayo, mit zitterndem Herzen die Augen zusammen und versuchte, die Dunkelheit zu durchdringen. Vor ihnen, nur wenige Schritte entfernt, durchbrach ein flackerndes Leuchten die Finsternis, wie ein gelbes, hypnotisches Auge.

Vorsichtig näherten sie sich, ihre Schritte lautlos auf dem Teppich aus welken Blättern. Das Leuchten, jetzt stärker als zuvor, stammte von einem Lagerfeuer, dessen kleine Flammen fröhlich in der Mitte einer Lichtung tanzten. Um das Feuer herum, in einem

Kreis sitzend, zeichneten sich Gestalten in der Dunkelheit ab, stille Schatten, die die Flammen mit beunruhigender Intensität anstarrten.

Kayo, mit einem schweren Herzen, erkannte die typischen Züge der Waldkinder: ihre abgemagerten, von Müdigkeit gezeichneten Gesichter, ihre Augen, die wie Glut im Dunkeln brannten. Sie waren da, vielleicht zehn an der Zahl, versammelt wie Gespenster um das provisorische Feuer, die einzigen Lichtpunkte in der finsternen Weite des Waldes.

Der Junge mit der Narbe löste Kayos Hand und trat nach vorne, verschwand für einen Moment im Schatten, bevor er wieder im Schein der Flammen erschien. Ein Raunen ging durch die Versammlung, ein Gemisch aus Überraschung und Besorgnis, bevor es in eine bedrückende Stille versank.

Kayo, zögernd am Rande des Waldes, fühlte sich wie ein verfolgtes Tier, das im Scheinwerferlicht eines Autos gefangen ist. Der intensive Blick der Kinder des Waldes fixierte ihn, untersuchte ihn, beurteilte ihn. Er drückte seinen Strohvogel fest an sich, seinen einzigen Talisman gegen die Angst, die ihn überkam.

Ein Mädchen, kaum älter als Kayo, löste sich von der Gruppe. Ihre Haare, in feine, mit bunten Perlen geschmückte Zöpfe geflochten, umrahmten ein schmales, zartes Gesicht, das von tiefer Traurigkeit geprägt war. Ihre Augen, groß und schwarz wie die einer scheuen Hirschkuh, ruhten mit neugieriger Furcht auf Kayo.

Sie machte ein paar zögernde Schritte auf ihn zu, streckte ihm ihre zierliche Hand entgegen. „Hab keine Angst“, flüsterte sie, ihre sanfte und melodische Stimme durchbrach das drückende Schweigen der Lichtung. „Du bist hier sicher. Der Ahnenbaum hat dich zu uns geführt.“

Kayo, beruhigt durch den sanften Ton der jungen Frau, bewegte sich vorsichtig auf den Lichtkreis zu. Er näherte sich dem Feuer und streckte seine zitternden Hände nach der wohltuenden Wärme der Flammen aus. Die Erschöpfung, der Hunger, die Angst, all das schien für einen Moment zu verblassen angesichts dieser warmen Helligkeit, angesichts der stillen Präsenz dieser Kinder, die, wie er, Zuflucht im Herzen des Waldes gefunden hatten.

„Wie... wie heißt du?“, brachte er mit rauher Stimme hervor, die von Durst und Erschöpfung gezeichnet war.

„Ich heiße Aïssa“, antwortete das junge Mädchen, ein zartes Lächeln erhellte ihr ernstes Gesicht. „Und du?“

„Kayo“, flüsterte er und senkte den Blick auf seinen Strohvogel.

„Der Ahnenbaum hat von dir gesprochen“, erwiderte Aïssa, ihr Blick auf die tanzenden Flammen gerichtet. „Er hat deine Traurigkeit, deine Hoffnung gespürt. Er hat uns gebeten, dich in unserer Mitte aufzunehmen.“

Kayo hobelte den Kopf und blickte neugierig auf. „Der Ahnenbaum... er spricht mit dir?“

Aïssa nickte langsam. "Nicht mit Worten, nein. Sondern mit dem Wind, mit den Schatten, mit den Träumen. Man muss lernen, ihm zuzuhören, seine Zeichen zu deuten."

Kayo schauerte, ein Gemisch aus Faszination und Angst durchströmte ihn. Dieser Ahnenbaum, dieses jahrtausendealte und mysteriöse Wesen, schien sein Netz um ihn zu weben und ihn zu einer Schicksal zu führen, die er nur ahnen konnte.

Ein stämmiger Junge, dessen Gesicht von einer langen Narbe durchzogen war, die ihm ein bedrohliches Aussehen verlieh, beugte sich zu ihm herab, die Augen zusammengekniffen.

„Woher kommst du?“, fragte er, seine Stimme rauh und trocken wie ein Schleifstein.

Kayo zögerte, unsicher, welche Antwort er geben sollte. Konnte er diesen Kindern vertrauen, so gutmütig sie auch waren? Waren sie nicht auch Opfer des Krieges, verfolgt von denselben Gespenstern wie er selbst?

„Ich... ich komme von weit her“, stammelte er schließlich, den eindringlichen Blick des Jungen mit der Narbe meidend. „Ein Dorf in der Nähe des großen Flusses. Der Krieg... der Krieg hat alles zerstört.“

Eine schwere Stille legte sich über die Gruppe. Die Kinder des Waldes, als hätten sie diese Geschichte schon tausend Mal gehört, senkten den Blick, ihr Gesicht verschlossen, eingemauert in eine stumme Trauer.

Kayo folgte ihnen, Zweifel krochen wie hartnäckiges Unkraut in seinen Geist. Die Hoffnung, diese flackernde Flamme, die ihn bisher geleitet hatte, drohte unter dem Gewicht der Schatten und der bedrückenden Stille des Waldes zu erlöschen. Begeht er einen schrecklichen Fehler? War der Ahnenbaum, dieser stumme Hüter der Waldsgeheimnisse, tatsächlich auf ihrer Seite? Oder führte er sie in ein noch düsteres Schicksal, als das, vor dem sie flohen?

Er warf einen ängstlichen Blick auf die Kinder des Waldes. Ihre Gesichter, beleuchtet von den tanzenden Flammen des Feuers, schienen zwischen wohlwollender Freundlichkeit und wilder Misstrauen zu schwanken. Manche blickten ihn mit wohlwollender Neugier an, während andere, der Junge mit der Narbe auf der Stirn, eine kaum verhohlene Feindseligkeit zeigten. War er wirklich willkommen unter ihnen, dieses zerbrechliche und ängstliche Kind, das vom Feuer der Kriegsschrecken gezeichnet war?

Eine Welle der Einsamkeit überkam ihn, eisig und unbittlich. Er fühlte sich wie ein Eindringling, ein Fremdkörper in dieser eigenen Welt, die von den unbarmherzigen Gesetzen des Waldes beherrscht wurde. Das Fehlen seiner Mutter, dieser stete, nagende Schmerz, fraß an ihm, entzog ihm seine letzten Kräfte.

Aïssa, als hätte sie sein Leid erkannt, kam ihm näher. Sie legte eine sanfte Hand auf seine Schulter, eine Geste unerwarteter Zärtlichkeit, die in ihm ein Fünkchen Hoffnung entzündete.

„Komm“, flüsterte sie, ein schwaches Lächeln erhellte ihr zartes Gesicht. „Ich werde dich den anderen vorstellen. Keine Sorge, sie werden dir nichts tun.“

Kayo folgte ihr zögerlich und schlüpfte zwischen die Waldkinder, die sich leicht zur Seite drängten, um ihm am Feuer einen Platz zu schaffen. Die Wärme der Flammen verschaffte ihm sofortige Linderung, vertrieb die feuchte Kühle, die sich in seine abgenutzten Kleider gesogen hatte. Vorsichtig setzte er sich, die Beine steif vor Müdigkeit von dem langen Marsch.

Aïssa reichte ihm einen mit rauchigem, duftendem Getränk gefüllten Holzbecher. "Hier", sagte sie sanft. "Trinke das, es wird dir gut tun."

Kayo nahm den Becher dankbar entgegen und führte die Flüssigkeit zu seinen Lippen. Die Infusion, bitter und leicht süß, rann durch seine trockene Kehle und wärmte ihn von innen. Er nahm ein paar Schlucke, spürte, wie seine steifen Glieder sich nach und nach entspannten.

„Danke“, flüsterte er zu Aïssa und reichte ihr die leere Tasse. „Was ist das? Es ist köstlich.“

„Das ist ein Kräutertee aus dem Wald,“ antwortete Aïssa mit einem leichten Lächeln. „Meine Großmutter hat mir beigebracht, ihn zuzubereiten. Er hilft, die Kraft wiederzuerlangen und Ängste zu besänftigen.“

Kayo blickte ihr mit Dankbarkeit entgegen. Die Freundlichkeit dieses jungen Mädchens, ihre tröstende Anwesenheit, spendeten ihm mehr Trost als alles andere auf der Welt. Zum ersten Mal seit Beginn seines Alptraums verspürte er ein Gefühl von Sicherheit, umgeben von Menschen, die ihn, trotz ihrer eigenen Leiden, ohne jegliche Vorbehalte akzeptierten.

Am Feuer versammelt, betrachteten ihn die Kinder des Waldes mit Neugier und flüsterten in einer Sprache, die er nicht verstand, zueinander. In ihren Augen konnte er Mitgefühl und Trauer lesen, ein Spiegelbild ihrer eigenen zerrissenen Geschichten, die durch die Gewalt des Krieges gebrochen wurden.

Der Junge mit der Narbe, der bisher schweigend geblieben war, näherte sich dem Feuer und zog sogleich die Blicke aller auf sich. Sein raues, kantiges Gesicht, das wie mit einem Beil gehauen schien, wurde ein wenig weicher, als er Kayo in die Augen sah.

„Der Stammbaum hat dich zu uns geführt“, sagte er mit rauer, aber nicht aggressiver Stimme. „Es muss einen Grund dafür geben. Erzähle uns deine Geschichte, kleiner Bruder. Sag uns, was dich hierher führt.“

Kayo holte tief Luft und bereitete sich darauf vor, erneut in den Strudel schmerzvoller Erinnerungen einzutauchen. Er wusste, dass er, um vorwärts zu kommen, um zu hoffen, seine unsichtbaren Wunden zu heilen, die Geister der Vergangenheit konfrontieren und seine Geschichte mit denen teilen musste, die ihn verstehen könnten.

So, unter dem wohlwollenden Blick von Aïssa und dem hypnotischen Schein der Flammen, die in der Nacht tanzten, begann Kayo seine Geschichte. Er erzählte ihnen von seinem früheren Leben, von seinem friedlichen Dorf und seiner liebevollen Mutter. Er beschrieb ihnen den Schrecken des Angriffs, den brutalen Verlust seiner Orientierung, die eisige Einsamkeit, die ihn überkam. Er vertraute ihnen seine Ängste, seine Zweifel und seine hartnäckige Hoffnung an, eines Tages seine Mutter wiederzufinden.

Die Kinder des Waldes lauschten ihm aufmerksam zu, ihre ernsten, konzentrierten Gesichter spiegelten seine eigenen Emotionen wider. Sie unterbrachen ihn nicht, ließen ihn den Faden seiner Geschichte bis zu seinem Ende spinnen, bis die Stille wieder einkehrte, schwer beladen von der Last der gesprochenen Worte.

Als Kayo mit dem Sprechen fertig war, stand der Junge mit der Narbe auf und näherte sich ihm. Er legte eine Hand auf seine Schulter, eine unbeholfene, aber ehrliche Geste.

„Du gehörst jetzt zu uns, kleiner Bruder“, sagte er mit rauer Stimme, in der eine gedämpfte Emotion schwang. „Hier findest du Schutz, eine Familie. Wir alle haben das durchgemacht, wir kennen den Schmerz des Verlustes, die Angst vor dem Unbekannten. Gemeinsam sind wir stärker.“

Die anderen Kinder des Waldes nickten zustimmend, ihre Gesichter leuchteten in einem neuen Licht auf, eine Mischung aus Solidarität und Hoffnung. Kayo, berührt von ihrem Empfang, spürte, wie seine eigenen Abwehrmechanismen bröckelten. Zum ersten Mal seit Beginn seines Alptriums erlaubte er sich, ein Gefühl der Zugehörigkeit zu empfinden, ein Hoffnungsschimmer entzündete sich in seinem gequälten Herzen.

Er war noch lange nicht am Ende seines Leidens, das wusste er. Der Krieg tobte noch immer draußen und drohte jederzeit, sie einzuholen. Doch in dieser Nacht, im Herzen des Waldes, umgeben von diesen Kindern, die durch die Tragödie und die Hoffnung vereint waren, spürte Kayo, dass er bereit war, der Zukunft entgegenzutreten. Er war nicht mehr

allein. Er hatte eine neue Familie gefunden, einen neuen Weg, den er gehen konnte, geleitet von der stillen Weisheit des Ahnenbaums und der unbezwingbaren Kraft der Hoffnung. Morgen würde ein neuer Tag sein, ein Neuanfang in dieser unsicheren Welt. Und zum ersten Mal seit langer Zeit erwartete Kayo den Sonnenaufgang mit einem Schimmer von Ungeduld in den Augen.

Kapitel 8: Stille Wiedervereinigung

Der Rauch des Feuers stieg in trägen Schwaden auf, vermischte sich mit den tanzenden Schatten der Bäume und webte einen Schleier der Unwirklichkeit über die Lichtung. Kayo, nahe den glühenden Kohlen eingekuschelt, betrachtete das Schauspiel mit einer Mischung aus Staunen und Beklommenheit. Das Knistern der Flammen, der nächtliche Gesang der Insekten, der Duft von feuchter Erde und üppiger Vegetation – all dies vereinte sich zu einer Atmosphäre seltsamer Ruhe, die Welten entfernt von den Schrecken war, die er in den letzten Wochen erlebt hatte.

Doch unter dieser scheinbaren Gelassenheit schwang eine spürbare Spannung in der Luft. Die Kinder des Waldes, um das Feuer versammelt, flüsterten in ihrer seltsamen Sprache zueinander, ihre flüchtigen Blicke verrieten eine wachsende Angst. Der Junge mit der Narbe, zurückgezogen sitzend, musterte den Waldrand mit grimmiger Intensität, seine Finger krampften sich um den Griff eines grob gefertigten Messers.

Aïssa, die neben Kayo saß, schien dessen Unbehagen zu spüren. Sie schenkte ihm ein schüchternes Lächeln, ihre bernsteinfarbenen Augen blitzten mit unsicherer Glut in der Dunkelheit.

„Mach dir keine Sorgen, Kayo“, flüsterte sie und legte ihr eine beruhigende Hand auf den Arm. „Sie wollen dir nichts antun. Es ist nur, dass... der Wald voller Gefahren ist, besonders nachts.“

Kayo nickte, instinktiv erfassend, dass Aïssas Worte nur einen winzigen Ausschnitt ihrer Ängste enthüllten. Er selbst hatte es in seinen Knochen gespürt, diesen eisigen Schauer, der durch die Lichtung zog, als hätte sich eine unsichtbare Präsenz unter sie geschlichen, verborgen in der undurchdringlichen Dunkelheit der Bäume.

Ein schriller Schrei zerriss plötzlich die nächtliche Stille und ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Kayo zuckte zusammen, sein Herz hämmerte in seiner Brust, und drängte sich an Aïssa, instinktiv nach Schutz suchend. Um das Feuer herum sprangen die Kinder des Waldes auf, ihre Gesichter von Angst verzogen.

„Was ist das?“, brachte er mit weißer Stimme und kurzem Atem hervor.

Aïssa antwortete nicht. Ihre Augen, vor Angst geweitet, durchsuchten die undurchdringliche Dunkelheit des Waldes, als wolle sie die Geheimnisse lüften, die die Nacht eifersüchtig hütete.

Der Junge mit der Narbe richtete sich auf, sein Gesicht hart wie in Stein gemeißelt. Er winkte den anderen Kindern zum Schweigen und legte eine Hand an sein Ohr, lauschend den flüsternden Geräuschen des Windes in den Blättern.

„Da sind sie“, zischte er mit angespannter Stimme. „Macht euch bereit!“

Ein Schauer der Angst durchfuhr die Versammlung. Die Kinder des Waldes schlossen sich zusammen und bildeten einen schützenden Kreis um Kayo und Aïssa. Manche hielten Stöcke, andere scharfkantige Steine, ihre jungen Gesichter verhärtet von einer unnachgiebigen Entschlossenheit, die in krassem Kontrast zu ihrem jugendlichen Alter stand.

Kayo, vor Angst wie gelähmt, beobachtete die Szenerie, die sich vor seinen Augen wie in einem wachen Albtraum abspielte. Er begriff nicht, was geschah, wer diese "sie" waren, vor denen die Kinder des Waldes so viel Angst hatten, doch er spürte tief in seinem Inneren, dass sich etwas Schreckliches zusammenbraute.

Das Warten, unerträglich, schien eine Ewigkeit zu dauern. Die Stille war bleiern, nur unterbrochen vom Knistern des Feuers und dem dumpfen Schlagen von Kayos Herz in seiner Brust. Dann, in einem Rauschen von welken Blättern und gebrochenen Ästen, tauchten dunkle Gestalten aus dem Wald auf.

Sie waren zu viert, groß und bedrohlich, gehüllt in dunkle Ledermäntel, die mit der umliegenden Dunkelheit verschmolzen. Ihre Gesichter waren hinter grotesken Holzmasken verborgen, die mit tierischen Zügen geschnitzt waren und einen instinktiven Schrecken erregten. In ihren behandschuhten Händen schwangen sie rohe Waffen, scharfe Macheten und mit Nägeln besetzte Knüppel, die im schwachen Schein des Feuers glänzten.

Eine drückende Stille legte sich über die Lichtung, unterbrochen nur vom Knistern der Flammen und dem Pfeifen des Windes in den Bäumen. Kayo, vor Angst wie gelähmt, beobachtete das Geschehen mit weit aufgerissenen Augen, der Atem stockte ihm in der Kehle. So etwas Furchtbares hatte er noch nie zuvor gesehen. Diese Wesen schienen direkt aus seinen schlimmsten Alpträumen zu stammen, Kreaturen der Dunkelheit, die gekommen waren, um ihn zu fordern.

Eine der maskierten Gestalten trat einen Schritt vor, ihre raue Stimme hallte unter der Maske wider, wie das Brüllen eines wilden Tieres.

„Kinder des Waldes“, grollte sie. „Ihr wisst, warum wir hier sind.“

Der Junge mit der Narbe trat einen Schritt nach vorne, sein Gesicht ausdruckslos, obwohl die spürbare Spannung von ihm ausging. Er hielt sein Messer fest in der Hand, die Klinge auf die Eindringlinge gerichtet. Hinter ihm standen die anderen Kinder des Waldes bereit zum Kampf, ihre jungen Gesichter von entschlossenem Mut gezeichnet.

„Lasst uns in Ruhe“, zischte der Junge mit der Narbe. „Wir wollen euch nichts antun. Dieses Gebiet gehört uns.“

Ein raues Lachen drang aus dem Verborgenen hinter der Maske hervor.

„Euch gehören?“, höhnten sie. „Dieser Wald gehört niemandem. Er gehört dem, der die Kraft hat, ihn zu nehmen. Und wir sind gekommen, um uns das zu nehmen, was uns rechtmäßig zusteht.“

„Was wollen Sie?“, fragte Aïssa mit zitternder Stimme.

„Du weißt es nur zu gut, Kleines“, erwiderte die maskierte Gestalt. „Wir wollen das Kind. Das Kind, das nicht von hier stammt. Gib es uns, und wir werden dir das Leben schenken.“

Kays Blut erstarrte in seinen Adern. In diesem Moment erkannte er, dass diese Kreaturen ihn jagten. Doch warum? Was hatten sie ihm anzulasten? Er war nur ein Kind, verloren und voller Angst, verzweifelt nach einem Zufluchtsort in dieser von Wahnsinn geprägten Welt suchend.

Aïssa wandte sich ihm zu, ihr blasses Gesicht vom flackernden Feuerlicht erhellt. Ihre bernsteinfarbenen Augen glänzten mit einem Schimmer von Mitgefühl und Entschlossenheit. Sie umklammerte seinen Arm, übermittelte ihm eine stille Botschaft von Mut und Schutz.

„Niemals!“, rief sie mit lauter und klarer Stimme. „Er gehört zu uns. Wir werden ihn euch nicht überlassen.“

Ein Raunen der Wut zog durch die Reihen der maskierten Gestalten. Eine von ihnen hob ihre Machete, die Klinge glänzte unheilvoll im Schein des Feuers.

„Ihr habt euch für eure Seite entschieden, Kinder des Waldes“, knurrte die Gestalt. „Mögen die Geister des Waldes eure Seelen verschonen.“

Und mit diesen Worten entbrannte die Schlacht.

Der Krieger ruf der Angreifer zerriss die Nacht, gefolgt von einem brutalen und verwirrenden Chaos. Die Kinder des Waldes, kleine, durch die Notwendigkeit gehärtete Krieger, wehrten sich mit verzweifelter Wildheit. Stöcke flogen, Steine pfften durch die nächtliche Luft und trafen Fleisch und Holz mit einem dumpfen Geräusch. Der Junge mit der Narbe, flink wie eine Pantherin, sprang von einem Feind zum anderen, seine kurze Klinge zeichnete tödliche Lichtbögen in der Dunkelheit.

Kayo, gefangen im Strudel der Gewalt, fühlte sich wie ein Blatt, das von einem wütenden Sturm hin und her geworfen wird. Furcht lähmte ihn, ein eisiger Schraubstock, der ihm die Kehle zuschnürte und ihm die Eingeweide zermalmt. Nie zuvor war er einer solchen Wildheit, einem solchen Blutdurst begegnet.

Aïssa, das Gesicht vom Anstrengung verzogen, wehrte den Angriff eines Angreifers ab, der doppelt so groß war wie sie. Ihre Bewegungen, schnell und präzise, verrieten ein

strenges Training, eine Beherrschung ihres Körpers, die im Schmelztiegel des Überlebens geschmiedet worden war. Sie wich einem Schlag mit dem Knüppel aus, der nur Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt zischte, konterte mit einem wuchtigen Tritt in den Bauch ihres Gegners und sprang zurück, auf der Suche nach einem neuen Angriffspunkt.

„Kayo!“, schrie sie, als sie den vor Angst erstarrenden Jungen erblickte. „Such Schutz! Finde einen Baum und klettere hinauf!“

Ihr Schrei durchdrang den Lärm der Schlacht und weckte in Kayo einen vergessenen Überlebensinstinkt. Er kam wieder in Bewegung, taumelte zunächst, dann stürmte er mit aller Kraft auf den Waldrand zu, verzweifelt nach einem Fluchtweg suchend.

Um ihn herum tobte der Kampf. Schmerzensschreie vermischten sich mit dem dumpfen Geräusch der Schläge und dem heiseren Keuchen der Kämpfer. Der beißende Geruch von Blut und Schweiß hing in der Luft und vermischte sich mit dem stechenden Duft von Rauch und feuchter Erde.

Kayo erblickte einen gewaltigen Baum, dessen dicker Stamm wie eine antike Säule in den Himmel ragte. Mit übermenschlicher Anstrengung stürzte er sich auf ihn, seine kleinen Beine brannten vor Anstrengung. Seine Lungen glühten, sein Herz hämmerte unaufhaltsam, doch er rannte weiter, getrieben von einer tierischen Angst.

Am Fuße des Baumes angekommen, warf er sich gegen die raue Rinde und suchte nach einem Halt zum Klettern. Seine fieberhaft tastenden Finger glitten auf dem feuchten Holz, unfähig, einen festen Griff zu finden. Er blickte hinauf zur unsichtbaren Baumkrone, und ein Schwindel überkam ihn beim Anblick des schwindelerregenden Aufstiegs.

Ein wütender Schrei ließ ihn zusammenzucken. Er drehte sich um, das Blut gefror ihm in den Adern. Einer der Angreifer, seine Holzmaske in einem dämonischen Grinsen verzogen, stand nur wenige Meter von ihm entfernt. In seiner behandschuhten Hand schwang er seine blutbefleckte Machete.

Kayo fühlte sich verloren. Er hatte keinen Ort, an dem er hingehen konnte, keinen Ort, an dem er sich verstecken konnte. Die Angst lähmte ihn, verwandelte ihn in eine Salzsäule vor seinem Peiniger. Er schloss die Augen und erwartete den tödlichen Schlag.

Doch der Aufprall kam nicht. Ein schriller Schrei zerriss die Nacht, gefolgt von einem dumpfen Geräusch. Kayo öffnete ungläubig die Augen. Aïssa stand vor ihm, die Beine fest auf dem Boden, der Atem ging ihr schwer. In ihrer Hand hielt sie fest einen spitzen Stock, dessen Spitze in die Brust des Angreifers ragte.

Die Holzmaske des Mannes kippte nach hinten und enthüllte ein Gesicht, das in einem Ausdruck von Überraschung und Schmerz erstarrt war. Seine Augen, weit aufgerissen,

starrten mit eisiger Angst ins Leere. Dann, langsam, wie ein von Blitzen getroffener Baum, stürzte er zu Boden und riss Aïssa in seinen Fall.

Kayo stieß einen Schrei aus, einen herzerreißenden Laut, der im Getümmel der Schlacht unterging. Er stürzte sich auf Aïssa, das Herz hämmerte ihm in der Brust, für einen Moment vergaß er die Gefahr, die ihn umgab. Das Bild der jungen Frau, die unter dem Gewicht ihres bewusstlosen Angreifers verschwand, traf ihn wie ein Schlag, er wachte auf vor einer tiefgreifenden Angst, einem brennenden Schmerz, der die Furcht übertraf.

Er stürzte sich auf den am Boden liegenden Mann, seine kleinen Fäuste schlugen blindlings gegen die Lederbrustplatte, die Wut verlieh ihm eine Kraft, die er sich selbst nicht zugetraut hätte. Er wollte immer und immer wieder zuschlagen, bis der Tod Aïssa losließ, bis die Welt wieder einen Sinn erlangen würde.

He, stopp! Schluss damit!

Die raue Stimme des Jungen mit der Narbe riss ihn aus seiner Trance. Kayo blickte auf, seine Sicht durch brennende Tränen getrübt. Der Junge stand über ihm, sein Gesicht von Anstrengung und Sorge gezeichnet. Die Schlacht war vorbei. Die Angreifer, durch den erbitterten Widerstand der Kinder des Waldes in die Flucht geschlagen, hatten sich in die Dunkelheit zurückgezogen und ihre gefallenen Kameraden zurückgelassen.

Kayo richtete sich mit Mühe auf, die Beine zitterten, und blickte zu Aïssa. Das junge Mädchen lag reglos auf dem Boden, ihr Gesicht war blass im flackernden Schein des Feuers. Der spitze Stock war zur Seite gerollt und hatte einen dunklen Fleck auf Aïssas zerrissener Tunika hinterlassen.

„Sie ist...?“ Kayo konnte den Satz nicht zu Ende bringen. Die Worte blieben ihr im Hals stecken, erstickt von Angst.

Der Junge mit der Narbe kniete sich neben Aïssa und legte zwei Finger an ihren Hals, spürte nach einem Lebenszeichen. Ein langer Moment verstrich, endlos lang, untermalt vom Knistern des Feuers und dem unaufhörlichen Zirpen der Nachtinsekten. Dann hob der Junge den Kopf, ein Blitz der Erleichterung überzog seine angespannten Gesichtszüge.

„Sie atmet noch“, flüsterte er. „Sie ist nur ohnmächtig. Wir müssen sie ins Lager bringen. Schnell!“

Kayo half dem Jungen, Aïssa vorsichtig hochzuheben. Ihr Körper war schlaff, von Fieber gebrannt, und ein leises Stöhnen entwich aus ihren leicht geöffneten Lippen. Kayo biss die Zähne zusammen, um einen Schluchzer zurückzuhalten. Er konnte es sich jetzt nicht leisten, zusammenzubrechen. Nicht, solange Aïssa zwischen Leben und Tod schwebte.

Von den anderen Waldkindern verfolgt, still und ernst, setzten sie ihren Weg durch den Wald fort, Aïssa wie ein zerbrechliches Opfer in die Hände der Dunkelheit tragend. Der Weg, der ihnen noch vor wenigen Stunden vertraut war, verwandelte sich unter den knorrigen Ästen der uralten Bäume in ein bedrohliches Labyrinth.

Kayo schritt wie ein Automat, unempfindlich für die Müdigkeit, für die feuchte Kälte, die sich unter seine abgenutzten Kleider schlich. Ein einziger Gedanke beherrschte ihn, verfolgte ihn wie ein stilles Gebet: Aïssa musste leben. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, sie zu verlieren, sie, die ihn mit so viel Freundlichkeit aufgenommen hatte, die ihm in dieser verrückten Welt Zuflucht gewährt hatte.

Um ihn herum schien der Wald den Atem anzuhalten, als ob er selbst die Luft anhielt und auf den ungewissen Ausgang dieser schicksalhaften Nacht wartete.

Das Lager, eingebettet in einer natürlichen Senke des Geländes, bot ihnen einen prekären Zufluchtsort in dieser verwüsteten Welt. Eine Handvoll einfacher Hütten, aus miteinander verflochtenen Ästen und getrockneten Blättern gebaut, erhoben sich um ein zentrales Feuer, dessen glühend rote Glut lange, tanzende Schatten auf die umliegenden Bäume warf. Kayo, erschöpft von Aïssas Gewicht und den gegensätzlichen Emotionen, die ihn durchzogen, empfand dennoch ein vages Gefühl der Erleichterung, als er diesen geschützten Raum betrat, als ob die unsichtbaren Wände des Waldes sie vor den Schrecken der Außenwelt schützen könnten.

Der Junge mit der Narbe, entschlossen voran schreitend, führte die kleine Gruppe zu einer Hütte, die größer war als die anderen und abseits vom Rest des Lagers stand. Ein Duft nach getrockneten Kräutern und Heilpflanzen wehte aus dem Inneren und zeugte von einer wohlwollenden und beruhigenden Präsenz. Kayo, das Herz voller Hoffnung und Bangen, half dem Jungen, Aïssa behutsam auf einem Bett aus frischen Blättern, die direkt auf dem Boden ausgelegt waren, abzulegen.

Eine alte Frau, deren Gesicht vom Sonnenlicht und den Strapazen des Lebens gezeichnet war, stand am Herd, eine dampfende Brühe in der Hand. Ihre dunklen Augen, von beunruhigender Intensität, ruhten auf Aïssa mit einer mütterlichen Fürsorge, die in Kayos Herzen einen Hoffnungsschimmer entfachte.

„Sie war mutig, diese Kleine“, flüsterte die alte Frau, als sie sich Aïssa näherte. „Vielleicht zu mutig. Aber die Geister des Waldes wachen über sie. Sie werden sie nicht von uns nehmen.“

Kayo, unfähig, das Gemisch aus Trauer und Hoffnung in den Augen der alten Frau zu entziffern, nickte nur stumm und klammerte sich an ihre Worte wie ein Schiffbrüchiger an ein Wrack. Er fühlte sich schrecklich nutzlos, ein machtloser Zuschauer eines Kampfes, dessen Bedeutung er nicht verstand. Er wünschte, er könnte mehr tun, Aïssa

beschützen, sie vor diesem grausamen Schicksal bewahren, das sich gegen sie zu richten schien.

Die alte Frau kniete sich neben Aïssa und begann, ihre Wunden mit überraschender Geschicklichkeit zu untersuchen. Ihre knöchernen Finger, durchzogen von feinen Narben, schienen auf der zerrissenen Haut des Mädchens zu tanzen und mit methodischer Präzision Balsam und Umschläge aufzutragen. Kayo, hypnotisiert von dem Anblick, fühlte sich seltsam beruhigt durch die ruhige und tröstliche Präsenz der alten Frau. Er spürte in ihr eine ungeahnte Kraft, eine uralte Weisheit, die aus dem Herzen des Waldes selbst entsprungen war.

"Was ist geschehen?", fragte die alte Frau, ohne Aïssa aus den Augen zu lassen. Ihre Stimme, heiser aber sanft, schien in der Stille des Lagers widerzuhallen, strahlte Respekt und Vertrauen aus.

Der Junge mit der Narbe begann zu sprechen und schilderte kurz den Angriff der maskierten Männer, die heftige Verteidigung der Waldkinder und den Mut von Aïssa, die sich vor Kayo gestellt hatte. Die alte Frau hörte schweigend zu, ihr Gesicht blieb unbewegt und verriet keine Emotionen.

„Sie werden zurückkommen“, stellte sie schlicht fest, als der Junge seine Geschichte zu Ende erzählt hatte. „Sie wollen dem Kind etwas antun. Sie werden uns keine Ruhe gönnen.“

Eine schwere Stille senkte sich über die Hütte und lastete auf Kayos Schultern wie ein böses Omen. Er fühlte sich gefangen in einem unsichtbaren Spinnennetz, gewebt von finsternen Mächten, die er nicht verstand.

„Wer sind sie?“, fragte er schließlich, unfähig, das Gewicht des Geheimnisses noch länger zu ertragen. „Warum wollen sie mir etwas antun?“

Die alte Frau drehte langsam den Kopf zu ihm, ihre schwarzen Augen fixierten ihn mit beunruhigender Intensität. Kayo, zum ersten Mal, seit er sie kannte, glaubte eine Spur von Furcht in ihrem Blick zu erkennen.

"Sie sind die verlorenen Kinder des Krieges", flüsterte sie mit rauer Stimme. "Zerbrochene Seelen, verschlungen von Hass und Gewalt. Sie kennen weder Mitleid noch Mitgefühl. In ihren Augen gilt nur das Recht des Stärkeren."

Kayo, trotz seines jungen Alters, erkannte instinktiv die Bedeutung dieser Worte. Er selbst hatte die zerstörerische Raserei erlebt, die sich der Menschheit bemächtigt und sie zu blutdürstigen Monstern verwandelt hatte. Doch was er nicht begreifen konnte, war der Grund für ihre erbarmungslose Jagd auf ihn. Was war an ihm so wertvoll, so bedrohlich, dass es ihre Aufmerksamkeit und ihre Grausamkeit auf sich zog?

„Aber warum wollen sie mich haben?“, krächte er, die Stimme zerrissen von Angst. „Was habe ich getan, um das zu verdienen?“

Die alte Frau richtete sich langsam auf und trat auf ihn zu. Sie legte eine sanfte Hand auf seine Wange, und ihr Kontakt durchfuhr ihn mit einem seltsamen Schauer, gleichzeitig beruhigend und beunruhigend.

"Du bist anders, Kayo", flüsterte sie, ihre Augen leuchteten in der Dunkelheit mit einem seltsamen Schein. "Du trägst etwas in dir, das der Krieg nicht zerstören konnte. Einen Hoffnungsschimmer, eine zarte Flamme, die die Finsternis zu ersticken versucht."

Kayo blickte sie an, versunken in den Wirbeln ihrer rätselhaften Worte. Er verstand nicht wirklich, was sie meinte, doch spürte er tief in seinem Inneren, dass sein Leben in eine Welt gestürzt war, in der die Realität mit den Schatten verschmolz, wo die Grenze zwischen Gut und Böse im allgegenwärtigen Chaos verschwand.

Eine ungewohnte Frische drang durch die Ritzen der Flechtwände und stand in krasssem Gegensatz zu der drückenden Hitze, die den Wald den ganzen Tag über erfüllt hatte. Kayo, der neben Aissas improvisiertem Bett saß, fröstelte. Die kleine lag in fiebrigem Schlaf, ihr Atem ging flach und wurde von Stöhnen unterbrochen, die dem Jungen das Herz zerrissen. Er hatte sich nicht von ihrem Bett entfernt und beobachtete jede Bewegung ihrer geschlossenen Augenlider, jedes Zucken ihrer zarten Finger, als ob sie das Geheimnis ihres Erwachens enthielten.

Die alte Frau, die im Lager einfach nur Mama Afrika genannt wurde, bewegte sich zwischen den Verwundeten, verteilte beruhigende Kräutertees und tröstende Worte. Ihr von der Sonne gegerbtes Gesicht, normalerweise Ausdruck unerschütterlicher Gelassenheit, trug die Spuren von Müdigkeit und einem dumpfen Unbehagen. Die Schlacht, obgleich sie gewonnen wurde, hatte tiefe Spuren in der fragilen Ruhe ihres Rückzugsortes hinterlassen.

„Sie ist stark, unsere Aïssa“, flüsterte Mama Afrika, als sie sich Kayo näherte, als hätte sie seine Gedanken erraten. „Die Geister des Waldes wachen über sie, da bin ich mir sicher. Doch der Weg der Heilung ist lang und voller Hindernisse.“

Kayo blickte sie an, suchte in ihren tiefschwarzen Augen nach einem Funken Gewissheit, einem greifbaren Zeichen, dass ihre Worte nicht nur leere Versprechungen waren, um ihre wachsende Angst zu besänftigen. Doch das Gesicht der alten Frau blieb ausdruckslos, wie eine Holzstatue, die von Zeit und Leid geformt wurde.

„Was wird nun geschehen?“, fragte Kayo, ihre Stimme kaum hörbar in der drückenden Stille der Hütte.

Mama Afrika setzte sich neben ihn, ihr knorriger Körper beugte sich mit überraschender Geschmeidigkeit. Sie nahm Kayos Hand in ihre, die raue Haut ihrer Hand stand im Kontrast zur weichen, zarten Haut des Jungen.

„Die Welt ist ein gefährlicher Ort geworden, klein,“ sagte sie mit sanfter Stimme, die aber von schwerem Ernst durchzogen war. „Der Krieg hat alte Wunden wieder aufgerissen, tiefe Ressentiments, die die Herzen der Menschen vergiften. Diejenigen, die dich angegriffen haben, sind nichts weiter als Marionetten, gelenkt von finsternen Mächten, die sie selbst nicht verstehen.“

Kayo hörte aufmerksam zu, seine runden Augen, wie Untertassen, auf das Gesicht der alten Frau gerichtet. Er verstand die Worte, doch ihre tiefe Bedeutung blieb ihm noch verborgen, wie ein Puzzle, dessen Teile er noch nicht alle zusammengefügt hatte.

„Was wollen sie von mir?“, wiederholte er die Frage, die ihn seit seiner Ankunft im Wald verfolgte. „Warum ich?“

Mama Afrika seufzte, ein schweres Geräusch, das aus den Tiefen ihres Wesens zu kommen schien. Ihr Blick ruhte auf den tanzenden Flammen des Herdes, als ob sie die Antworten auf die Fragen enthielten, die sie quälten.

„Du bist anders, Kayo“, wiederholte sie, wie ein Echo ihrer vorherigen Worte. „Du trägst etwas Wertvolles in dir, etwas, das viele verloren haben und verzweifelt versuchen, wiederzufinden.“

„Aber was?“, rief Kayo aus, genervt von dem Rätsel, das ihn wie ein dichter Nebel umgab. „Ich bin doch nur ein kleiner Junge. Ich bin nicht anders als die anderen.“

Mama Afrika verstummte für einen Moment, als zögerte sie, fortzufahren. Dann, als hätte sie eine Entscheidung getroffen, beugte sie sich zu Kayo, ihr Gesicht nur wenige Zentimeter von seinem entfernt.

„Du bist das Kind der Prophezeiung, Kayo“, flüsterte sie, ihre Stimme kaum hörbar. „Derjenige, der der Legende nach den Frieden auf diese Erde zurückbringen wird.“

Kayo starrte ihn an, die Augen weit aufgerissen, der Atem stockte vor völliger Unverständnis. Die Prophezeiung, das Kind des Friedens, all das waren nur Worte, Geschichten, die am Feuer erzählt wurden, um Kinder in den Schlaf zu singen. Wie konnte er, Kayo, ein gewöhnlicher kleiner Junge, der aus seinem friedlichen Leben gerissen wurde, im Zentrum eines solch grandiosen Schicksals stehen?

Ein nervöses Lachen entfuhr ihm, doch es verstummte zu einem erstickten Schluchzen, als er den ernsten Blick von Mama Afrika traf. Die alte Frau scherzte nicht. In ihren dunklen Augen, die von jahrtausendealter Weisheit erfüllt waren, las er eine tiefe

Überzeugung, eine absolute Gewissheit, die ihn bis ins Mark erschütterte. „Aber ich bin niemand“, stammelte er mit zitternder Stimme. „Ich kann weder kämpfen, noch heilen, noch mit den Geistern des Waldes sprechen. Ich bin nur ein Kind, Mama Afrika.“

Die alte Frau legte einen Finger auf ihre Lippen, um ihn zum Schweigen zu ermahnen.

Die Prophezeiung spricht nicht von roher Gewalt oder magischen Kräften, Kayo. Sie spricht von Hoffnung, Mut und dem Licht, das tief in jedem Menschen brennt, selbst in den dunkelsten Stunden. Dieses Licht sehe ich in dir leuchten, Kleiner. Vielleicht schwach, aber hartnäckig, wie die Flamme einer Kerze, die sich weigert zu erlöschen.

Kayo, trotz seiner Zweifel, spürte ein Fünkchen Hoffnung in sich auflodern, so zart wie ein Sternschnuppenlicht in der Weite der Nacht. Was, wenn Mama Afrika Recht hatte? Was, wenn tief in ihm eine ungeahnte Kraft schlummerte, ein außergewöhnliches Schicksal, das über ihn hinausreichte?

Die Hand der alten Frau legte sich auf seine, die Wärme ihres Kontakts riss ihn aus seinen trüben Gedanken. "Der Weg wird lang sein, Kayo, und voller Gefahren. Doch du bist nicht allein. Die Geister des Waldes sind an deiner Seite, ebenso wie diejenigen, die an die Prophezeiung glauben."

Sein Blick fiel dann auf Aïssa, die immer noch schlafend auf ihrem Blätterbett lag. "Auch sie hat eine Rolle zu spielen, Kleiner. Sie wird deine Führerin, deine Beschützerin sein. Gemeinsam werdet ihr den Weg finden."

Kayo, plötzlich von neuem Entschluss erfüllt, drückte Mama Afrikas Hand fest. Er wusste nicht, was die Zukunft für ihn bereithielt, noch wie ein kleiner Junge hoffen konnte, den Frieden in eine Welt voller Wahnsinn zurückzubringen. Doch eines war sicher: Er würde nicht aufgeben. Er würde kämpfen, um die zu schützen, die er liebte, um der Erinnerung an die Verlorenen Ehre zu erweisen und der ganzen Welt zu beweisen, dass selbst die kleinste Flamme die Dunkelheit besiegen kann.

Am nächsten Morgen, bei Sonnenaufgang, saß Kayo an Aïssas Bett, als das Mädchen endlich die Augen öffnete. Ihre Lider flatterten für einen Moment, bevor sie sich auf ihn richteten, ein müdes Lächeln erhellte ihr abgemagertes Gesicht.

„Kayo“, flüsterte sie mit leiser Stimme. „Du bist da.“

Kayo, das Herz überfließend vor Freude und Erleichterung, nahm ihre Hand. „Natürlich bin ich hier“, antwortete er. „Ich werde dich nie wieder verlassen.“

Aïssa erwiderte seinen Händedruck, seine Finger umklammerten die seinen mit unerwarteter Kraft. In seinen bernsteinfarbenen Augen glaubte Kayo dieselbe Entschlossenheit zu erkennen, dieselbe unbezwingbare Flamme, die in ihm brannte. Sie

hatten die Nacht überstanden, die Schatten und die Monster. Ihre Reise hatte gerade erst begonnen.

Kapitel 9: Das Lächeln der Sonne

Die Sonne, eine glühende Scheibe in einem wolkenlosen Himmel, ergoss ihr sengendes Licht über die dürstende Savanne. Jedes verdorrte Grashalm, jeder Riss in der rissigen Erde zeugte von dem unstillbaren Durst der Welt. Die Luft vibrierte vor drückender Hitze, die jeden Atemzug mühsam und jede Bewegung beschwerlich machte.

Kayo schlurfte mit langsamen Schritten durch den glühenden Staub. Sein von Nahrung und Wasser entkräfteter Körper wirkte wie ein schattenhafter Abdruck, kurz davor, in der blendenden Sonne zu zerfließen. Seine rissigen, trockenen Lippen hatten die Kraft verloren, nach der so dringend benötigten Flüssigkeit zu flehen. Nur seine Augen, zwei dunkle Glutnester in einem ausgemergelten Gesicht, bewahrten eine Spur von Bewusstsein und starrten auf einen unsichtbaren Punkt am Horizont.

An seiner Seite kämpfte Aïssa, das Gesicht von Müdigkeit gezeichnet, ebenfalls gegen die Erschöpfung. Ihr einst lebhafter und agiler Schritt war nun zögerlich geworden, ihr geschmeidiger Körper versteifte sich vor Schmerz. Die schlecht versorgte Schulterverletzung brannte bei jeder Bewegung, weckte die Erinnerungen an den nächtlichen Überfall.

„Kayo...“ Seine Stimme, ein raues Flüstern, kaum hörbar, verriet seinen Schmerz. „Wir sollten... wir sollten innehalten... uns stärken...“

Kayo hielt inne, als ob er aus einem Traum erwachte. Die Welt um ihn herum, verschwommen und unwirklich, begann unter der Hitze wieder zu schwanken. Er drehte den Kopf zu Aïssa, sein Blick traf kurz den ihren, bevor er sich erneut in die Ferne verlor.

„Bald“, raunte er, seine Stimme so trocken wie der heiße Wind, der über die Ebene fegte. „Bald werden wir da sein.“

Wo? Aïssa war sich nicht mehr sicher. Ihre Flucht aus dem Lager, vor wenigen Tagen, hatte sich als die einzige Möglichkeit angefühlt, der einzige Weg, den Schatten zu entkommen, die sie verfolgten. Doch der Wald, ihre Zuflucht seit so langer Zeit, war nur noch eine vage Erinnerung, ein grüner Fleck, verschluckt von der unbarmherzigen Weite der Savanne.

„Erinnerst du dich... erinnerst du dich, was Mama Afrika... gesagt hat?“, hauchte Kayo, seine Stimme schwach, aber entschlossen, und durchbrach die drückende Stille.

Aïssa schloss die Augen und suchte in den Tiefen seines Gedächtnisses nach den rätselhaften Worten der alten Frau. "Sie sprach... von einem sicheren Ort... einer Zuflucht... für diejenigen, die das Zeichen tragen..."

Die Marke. Instinktiv führte Aïssa ihre Hand an ihren Hals und streichelte mit den Fingerspitzen das in ihre Haut geätzte Symbol. Ein unvollkommener Kreis, mit schwarzer Tinte gezogen, identisch mit dem, der Kayos Arm zierte. Das Zeichen der Kinder der Prophezeiung, derer, die dazu bestimmt waren, den Frieden in einer vom Krieg zerstörten Welt wiederherzustellen.

„Ein Vogel...“, flüsterte Kayo, als würde er seine Gedanken lesen. „Sie sprach von einem Vogel... der uns den Weg weisen würde...“

Aïssa öffnete die Augen und blickte verzweifelt in den trostlos leeren Himmel. Kein Hauch von Wind, kein Flügelschlag durchbrach die erstickende Stille der Savanne. Die Sonne, unbarmherzig, setzte ihren tödlichen Lauf zum Zenit fort.

Die Verzweiflung, wie drückende Hitze, drohte Aïssa zu ersticken. „Vielleicht lag Mama Afrika falsch“, flüsterte sie, ihre raue Stimme kaum hörbar. „Vielleicht gibt es keinen Vogel, keinen Zufluchtsort...“

Kayo blieb plötzlich stehen, seine Füße gruben sich in den staubigen Boden. Sein Körper schwankte, bereit unter dem Gewicht der Erschöpfung nachzugeben, doch seine Augen, brennend vor Entschlossenheit, fixierten Aïssa. „Nein“, sagte er mit überraschend fester Stimme, trotz der Schwäche, die ihn zermürbte. „Man muss daran glauben. Mama Afrika hat nie gelogen.“

Eine bedrückende Stille legte sich über sie, nur durch das Pfeifen des heißen Windes durch das trockene Gras unterbrochen. Aïssa betrachtete Kayo, ein Schimmer von Bewunderung vermischt mit Sorge in ihren Augen. Er war so jung, so zerbrechlich, und doch schien eine ungeahnte Kraft ihn zu beseelen, ihn trotz der Widrigkeiten voranzutreiben. War es das Zeichen, fragte sie sich, dieses geheimnisvolle Symbol, das sie verband, das ihm diese unerschütterliche Entschlossenheit verlieh?

„Schau mal!“, rief Kayo plötzlich und deutete mit dem Finger auf einen Punkt am Horizont.

Aïssa folgte dem Blick, sein Herz schlug ein wenig schneller. In der Ferne, kaum erkennbar gegen den blendenden Horizont, zeichnete sich eine dunkle Silhouette ab. Ein Baum? Ein Felsen? In dieser Entfernung war es unmöglich, die Form genau zu bestimmen.

„Ein Unterschlupf?“, wagte Aïssa zu fragen, ein Hauch von Hoffnung schwang in ihrer Stimme mit.

„Vielleicht“, erwiderte Kayo, ein neuer Glanz in ihren Augen. „Oder vielleicht... etwas Größeres.“

Sie setzten ihren Weg fort, langsamer und beschwerlicher denn je, doch ein Schimmer der Hoffnung wärmte ihre Herzen, so sehr wie die Sonne ihre Haut sengte. Je näher sie kamen, desto deutlicher wurde die Silhouette, nahm die Gestalt eines riesigen Baumes an, dessen knorrige Äste sich wie flehentliche Arme gen Himmel streckten, um die Gnade der Sonne zu erbitten.

„Ein Baobab“, flüsterte Aïssa, erkennend den heiligen Baum der Legenden aus ihrer Kindheit. „Man sagt, sie können Tausende von Jahren leben, dass sie die Welt entstehen sahen und ihr Sterben erleben werden.“

Kayo antwortete nicht, zu sehr gefesselt vom Anblick des majestätischen Baumes, der nun vor ihnen stand, wie ein gütiger Riese inmitten einer trostlosen Wüste. Sein massiver, rissiger und knochiger Stamm zeugte von vergangenen Jahrhunderten, während seine spärlich belaubten Äste das Versprechen eines wohltuenden Schattens boten.

„Kayo, schau!“ rief Aïssa plötzlich, ihre Stimme erfüllt von einer Mischung aus Unglaube und Hoffnung.

Hoch oben auf dem dicksten Ast des Baobabs saß ein Vogel mit schillerndem Gefieder und beobachtete sie mit seinen durchdringenden Augen. Sein leuchtend rotes Gefieder, das im Kontrast zu dem tiefblauen Ton seiner ausgebreiteten Flügel stand, schien die Luft mit einem unwirklichen Licht zu erhellen.

Der Vogel der Prophezeiung.

Ein betäubendes Schweigen nagelte sie an ihren Platz, der Atem stockte angesichts des plötzlichen Auftauchens. Aïssa hatte noch nie etwas Vergleichbares gesehen. Der Vogel, größer als ein Adler, strahlte eine fast übernatürliche Aura aus, als wäre er aus Licht und Legende gewebt. Seine Federn schimmerten unter der unbarmherzigen Sonne, jede Bewegung verströmte eine wilde, ungezähmte Anmut.

Kayo, die Augen vor Staunen weit aufgerissen, machte einen zögerlichen Schritt auf den Baum zu. Eine Welle der Hoffnung, so stark wie unerwartet, ergoss sich in ihm und vertrieb die Trägheit von Hunger und Durst. Der Vogel der Prophezeiung, der sie zum sicheren Hafen führen sollte... Er war da, real, greifbar, pulsierend in der glühenden Luft der Savanne.

„Er ist wunderschön“, flüsterte Aïssa, ihre raue Stimme kaum hörbar. Die Angst, die sie tagelang gequält hatte, schien sich zu verflüchtigen, ersetzt von einer Faszination, die mit ehrfürchtiger Scheu vermischt war.

Der Vogel drehte den Kopf, seine obsidianfarbenen Augen ruhten mit beunruhigender Intensität auf ihnen. Aïssa hatte das Gefühl, dass er in die tiefsten Tiefen ihrer Seele

blickte, ihre verborgensten Gedanken, ihre tiefsten Ängste auslotete. Ein Schauer lief ihr über den Rücken, eine Mischung aus Entsetzen und Hochgefühl.

Dann, in einem majestätischen Flügelschlag, erhob sich der Vogel in die Luft. Er schwebte in den glühenden Himmel empor, beschrieb einen Kreis über ihnen, bevor er sich auf einem niedrigeren Ast des Baobabs niederließ, in greifbarer Nähe.

Kayo und Aïssa tauschten einen Blick aus, in dem Unglaube und Hoffnung in schillernden Farben tanzten. Der Vogel beobachtete sie nach wie vor, sein Blick starr und durchdringend. Er schien auf sie zu warten, sie einzuladen, ihm zu folgen.

„Was machen wir?“, flüsterte Aïssa, ihre Stimme zitterte kaum merklich.

Kayo holte tief Luft, suchte in seinem Inneren nach dem Mut, der ihn nur in Momenten zu beflügeln schien. „Wir verfolgen ihn“, sagte er, seine Stimme fester, als er es für möglich gehalten hätte. „Uns bleibt keine andere Wahl.“

Er zögerte, streckte seine Hand zögerlich dem Baum entgegen. Der Vogel rührte sich nicht, blickte ihn mit seinen undurchdringlichen Augen an. Dann, mit neu gewonnenem Vertrauen, näherte sich Kayo und legte seine Hand sanft auf den knorrigen Stamm des Baobabs. Das Holz, warm und rauh unter seinen Fingern, schien mit einer seltsamen Energie zu vibrieren, als ob der Baum selbst mit einem eigenen Leben erfüllt wäre.

„Komm“, sagte er zu Aïssa, ohne den Vogel aus den Augen zu lassen.

Aïssa zögerte einen Moment lang, ihr Herz schlug ihr bis zum Hals. Die Idee, diesem Vogel zu folgen, einer seltsamen und wundersamen Kreatur, die direkt aus einer Legende zu stammen schien, zog sie an und machte ihr zugleich Angst. Doch Kayos entschlossener Blick, das Versprechen eines Zufluchtsortes in seinen glühenden Augen, verjagte ihre Zweifel. Sie hatte nirgendwohin zu gehen, außer ins Ungewisse, geführt von dieser Hoffnung, so zerbrechlich wie ein Vogelflügel.

Mit allem Mut, den sie aufbringen konnte, gesellte sich Aïssa zu Kayo am Fuße des Baobabs. Der Schatten des riesigen Baumes hüllte sie in eine unerwartete Kühle, die ihre glühende Haut beruhigte. Aïssa blickte zu dem Vogel auf, der immer noch auf seinem Ast saß, und ein seltsames Gefühl der Vertrautheit durchfuhr sie. Es war keine Angst, keine Bewunderung, sondern etwas Tieferes, wie eine instinktive Anerkennung, eine unsichtbare Verbindung, die sie vereinte.

„Gehen wir?“, flüsterte Kayo, seine Hand fest um die ihre gelegt.

Aïssa nickte, sprachlos, das Herz hämmerte ihm in der Brust. Gemeinsam begannen sie ihren Aufstieg, die knorrigen Äste des Baobabs nutzend wie Leitern in die Ungewissheit.

Der Aufstieg erwies sich als leichter, als Aïssa es erwartet hatte. Der Stamm des Baobabs, rissig und unregelmäßig, bot ihren geschickten Händen zahlreiche Anhaltspunkte, und die dicken Äste, die wie die Glieder eines Riesen wirkten, unterstützten sie in ihrem Vorwärtsdrängen. Der Vogel beobachtete sie derweil von oben, drehte dabei ab und zu den Kopf, als wollte er sie ermutigen.

Bald erreichten sie eine natürliche Plattform, die durch die Gabelung zweier dicker Äste entstanden war. Von dort aus bot sich ein atemberaubender Blick auf die Savanne, ein Meer aus vergilbtem Gras, das sich unter einem unbarmherzig blauen Himmel bis zum Horizont erstreckte. In der Ferne glaubte Aïssa eine dunkle Linie am Horizont zu erkennen, aber es war unmöglich zu sagen, ob es sich um einen Hügel, einen Wald oder eine bloße optische Täuschung handelte.

Der Vogel setzte sich vor ihnen nieder und entfaltete seine prächtigen Flügel in einem Rauschen aus Seide und Licht. Aus der Nähe wirkten seine Farben noch lebendiger, intensiver, als wären sie mit den Farben des Sonnenuntergangs selbst gemalt. Er neigte seinen Kopf zu ihnen, seine obsidianfarbenen Augen blitzten mit einer seltsamen Intelligenz.

„Er will, dass wir ihm folgen“, flüsterte Kayo, den Blick fest auf den Vogel gerichtet. „Davon bin ich überzeugt.“

Aïssa hegte keinen Zweifel. In der Haltung des Vogels, in seinem durchdringenden Blick, lag etwas, das über das tierische Verhalten hinausging. Es war, als würde eine höhere Macht ihn leiten, eine Mission, die er erfüllen musste und für die er sich entschieden hatte, sie zu benutzen.

Ohne ein Wort schwang sich das Duo auf den höchsten Ast des Baobabs, wo der Baum den Himmel zu berühren schien. Der Vogel erwartete sie dort, unbeirrt, seine Flügel leicht ausgebreitet, als wolle er ihnen den Weg weisen.

Dann, mit einem kraftvollen Flügelschlag, stürzte er sich in die Leere und schwebte wie eine lebendige Flamme in der blauen Weite empor. Für einen Moment glaubte Aïssa, er würde im Azur verschwinden und eine betäubende Stille hinterlassen. Doch der Vogel machte eine Pause in seinem Aufstieg, schwebte über ihnen, als warte er. Dann drehte er sich nach Osten, wo die dunkle Linie am Horizont sich zu präzisieren schien, und flog langsam und majestätisch weiter, als wolle er sich vergewissern, dass sie ihm folgten.

Aïssa holte tief Luft und genoss die frische Luft, die in dieser Höhe umherwirbelte. Der Wind, der zuvor abwesend war, streichelte ihnen sanft die Gesichter, vertrieb die feuchte Wärme der Anstrengung und brachte mit sich einen Duft von Gewürzen und feuchter Erde. Weit entfernt von der trockenen, verbrannten Savanne verwandelte sich die Landschaft allmählich vor ihren Augen.

Kayo, an einer knorrigen Astspitze festhaltend, deutete mit dem Finger auf einen Punkt am Horizont. "Siehst du, Aïssa? Es sieht aus... wie ein Wald!"

Aïssa kniff die Augen zusammen. Tatsächlich wurde die dunkle Linie, die sie vom Boden aus erspäht hatte, deutlicher. Es war weder ein Hügel noch eine optische Täuschung, sondern eine grüne Fläche, die einen starken Kontrast zur ockerfarbenen Monotonie der Ebene bildete. Die Hoffnung, zart wie ein spriesender Trieb in ausgetrockneter Erde, wuchs in ihrem Herzen.

Der Vogel, als wollte er sie ermutigen, beschleunigte sein Tempo und schnitt mit souveräner Anmut durch die Luft. Kayo und Aïssa, die fast ihre Müdigkeit und ihren Hunger vergaßen, ließen sich von dem faszinierenden Anblick leiten.

Je näher sie dem Wald, desto deutlicher wurden die Details. Aïssa erkannte zunächst die Baumwipfel, ein Meer aus dunklem Grün, das sich vor dem azurblauen Himmel abzeichnete. Dann, als sie tiefer in den Wald vordrangen, erkannte sie den Reichtum der Vegetation: verflochtene Lianen, üppiges Blattwerk, Blumen in leuchtenden Farben. Die Luft selbst schien anders, erfüllt von wohlthuender Feuchtigkeit und dem betörenden Duft wilder Blumen.

Der Vogel, nachdem er sie ins Herz des Waldes geführt hatte, setzte sich auf einen niedrigen Ast am Rande einer Lichtung, die von einem sanften, unwirklichen Licht durchflutet war. Aïssa und Kayo ließen sich auf den Boden gleiten, ihre Beine zitterten nach der langen Reise. Sie waren erschöpft, doch eine neue Aufregung hielt sie in Atem.

Die Lichtung, ein wahrer Ruhepol inmitten der üppigen Vegetation, erstreckte sich vor ihnen wie ein geheimes Paradies. Im Zentrum schlängelte sich ein kristallklarer Bach zwischen den Bäumen hindurch, sein kristallenes Rauschen erhob sich in die stille Luft. Schmetterlinge mit bunten Flügeln tanzten zwischen den Wildblumen, während Vögel mit schillerndem Gefieder melodische Triller ausstießen.

Doch was ihre Aufmerksamkeit fesselte, war die Anwesenheit von Kindern. Etwa zehn Kinder, im Alter von etwa sechs bis fünfzehn Jahren, spielten am Bach. Einige lachten ausgelassen, andere jagten sich durch die Bäume, wieder andere saßen im Kreis versunken in einer stillen Beschäftigung.

Aïssa und Kayo tauschten einen Blick aus, in dem sich Besorgnis und Hoffnung mischten. Wer waren diese Kinder? Waren sie Freunde oder Feinde?

Als ob der Vogel ihre stumme Frage beantworten wollte, stieß er einen durchdringenden Schrei aus, der durch die Lichtung hallte. In diesem Moment richteten sich alle Blicke auf sie. Plötzlich kehrte Stille ein, eine tiefe und absolute Stille. Die Kinder beobachteten sie, ihre Neugier gepaart mit einer gewissen Misstrauen.

Da drängte sich ein Junge nach vorn, etwas älter als die anderen, mit festen Schritten. Seine Augen blitzten klug und wachsam, umrahmt von einem Wirbel schwarzer Haare. Um seinen Hals entdeckte Aïssa eine dünne Lederkette, an der ein Anhänger hing, in Form... eines Vogels. Ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, seltsam vertraut.

Der Junge blieb ein paar Schritte von ihnen entfernt stehen, die Arme über der nackten Brust verschränkt. Sein Blick, direkt und forschend, schweifte über Aïssa und Kayo, blieb kurz an ihren zerrissenen Kleidern und den müden Gesichtern hängen. Eine spürbare Spannung legte sich über die Lichtung, nur unterbrochen vom Murmeln des Baches und dem fernen Gesang eines Vogels.

"Wer bist du?", fragte der Junge, seine Stimme tief, im Kontrast zu seinem jungen Alter. "Und was suchst du hier?"

Kayo, verlegen unter der Intensität des Blicks des Jungen, drehte sich instinktiv zu Aïssa um. Er spürte das Gewicht neugieriger Blicke der anderen Kinder auf sich, einige näherten sich vorsichtig, während andere zurückhaltend blieben und misstrauisch dreinschauten.

Aïssa holte tief Luft und suchte nach den richtigen Worten. „Wir heißen Aïssa und Kayo“, sagte sie mit ruhiger, aber fester Stimme. „Wir haben... eine lange Reise hinter uns, um hierher zu gelangen.“

„Reist du?“ Der Junge zog eine skeptische Augenbraue hoch. „Woher kommst du? Und wie hast du diesen Ort gefunden? Nur wenige Menschen kennen den Weg zur Flüsterwiese.“

„Es ist...“, zögerte Aïssa, unsicher, wie viel sie diesen Fremden preisgeben konnte. Der durchdringende Blick des Jungen machte sie nervös, als könnte er tief in ihre Gedanken sehen. „Das ist der Vogel, der uns geführt hat“, sagte sie schließlich und deutete mit dem Kinn auf den wunderschönen Vogel, der immer noch auf seinem Ast saß.

Ein Raunen ging durch die Menge der Kinder. Einige wirkten beeindruckt, andere ungläubig. Der Junge hingegen rührte sich nicht. Er betrachtete den Vogel mit wachen Augen, dann fiel sein Blick wieder auf Aïssa, eine seltsame Glut tanzte in seinen dunklen Augen.

„Der Feuervogel“, flüsterte er, mehr zu sich selbst als zu Aïssa gerichtet. „Er wählt seine Boten mit Bedacht.“

Aïssa spürte einen Schauer über seinen Rücken laufen. Der Feuervogel... So nannten sie ihn? In dieser Bezeichnung, in dem ernsten Ton des Jungen, lag etwas Heiliges, Ahnenhaftes. Als ob das Erscheinen des Vogels kein bloßer Zufall wäre, sondern ein Zeichen, ein Vorbote.

„Was... was wollen Sie damit sagen?“, fragte sie, ihre Stimme kaum mehr als ein Flüstern.

Der Junge antwortete nicht sofort. Er näherte sich ihnen noch ein paar Schritte, und Aïssa bemerkte, wie sein Anhänger, der Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, leicht gegen seine Brust zu schlagen schien. Erneut fixierte er Kayo mit seinem Blick, der sich diesmal auf den Arm des Jungen richtete, wo das Zeichen der Prophezeiung in seine Haut eingätzt war.

Ein langsames, fast räuberisches Lächeln breitete sich auf den Lippen des Jungen aus. „Willkommen in der Lichtung der Flüsterer“, sagte er schließlich, seine Stimme klang von seltsamer Freude erfüllt. „Es scheint, dass das Schicksal euch endlich in sichere Gewässer geführt hat.“

Für einen Moment stand Aïssa wie erstarrt, gelähmt von der seltsamen Mischung aus Triumph und Bedrohung, die von dem Jungen ausging. Ein diffuses Unbehagen kroch in sie hinein und verdrängte die aufkeimende Hoffnung, wie eine dunkle Wolke, die die Sonne verdunkelt. Das Lächeln des Jungen, anstatt sie zu beruhigen, ließ ihr Blut in den Adern gefrieren. In seinen Augen, die normalerweise vor Intelligenz funkelten, schimmerte ein fiebriges Licht, das sie zutiefst beunruhigte.

Kayo, der sich der möglichen Gefahr nicht bewusst war, riss sich aus seiner Lethargie. "Das Schicksal?", wiederholte er mit weit aufgerissenen Augen voller Ungewissheit. "Wissen Sie, warum wir hier sind? Wissen Sie, was wir tun sollen?"

Der Junge stieß ein trockenes, humorloses Lachen aus. "Das Schicksal ist ein verschlungener Pfad, kleiner Bruder", sagte er, während er Kayo eine Hand auf die Schulter legte. "Es offenbart sich selten denen, die ihm mit zu viel Eifer nachjagen."

Aïssas Unbehagen verstärkte sich. Die Haltung des Jungen, sein rätselhafter Tonfall, alles an ihm schien ihr nun verdächtig. Sie versuchte, Kayo aus dem Griff des Jungen zu befreien, doch seine Hand schloss sich um ihren Arm, fest und eisig wie eine Handschelle.

„Mach dir keine Sorgen, kleine Schwester“, sagte der Junge, als er ihren Blick fing. „Wir kümmern uns um diejenigen, die uns der Feuervogel schickt. Stimmt's?“

Ein Raunen der Zustimmung zog durch die Kindergruppe. Einige lächelten, aber ihre Augen, Aïssa bemerkte es mit einem Schauer des Entsetzens, blieben kalt und distanziert, wie die eines Raubtiers, das seine Beute anvisiert.

Eine eisige, dumpfe und lähmende Angst überkam Aïssa. Das fleischfressende Lächeln des Jungen, der mitleidslose Blick der anderen Kinder, die Lichtung selbst, die ihre schillernden Farben verlor und in einem bedrohlichen Schatten versank – alles trug dazu

bei, das, was einst ein friedlicher Hafen zu sein schien, in eine schreckliche Falle zu verwandeln.

„Lass ihn los!“, befahl sie mit zitternder, aber entschlossener Stimme.

Ihr unerwartetes Strahlen überraschte den Jungen, der sich zu ihr umdrehte, eine Augenbraue amüsiert hochgezogen. Er drückte Kayos Schulter fester, als wollte er ihm klarmachen, dass er das Spiel beherrschte. Kayo, spürend, wie Aïssas Angst durch ihren Kontakt auf ihn übergang, löste sich plötzlich und trat einen Schritt zurück, sein fragender Blick wechselte zwischen den beiden hin und her.

„Was ist los, Aïssa?“, fragte er mit zögernder Stimme. „Warum hast du Angst?“

„Diese... diese Leute sind nicht unsere Freunde“, flüsterte sie und fixierte den Jungen mit dem Vogelanhänger. „Wir müssen hier weg, sofort!“

Ein höhnisches Lächeln huschte über das Gesicht des Jungen. "Fortgehen? Wohin wollt ihr denn, ihr verlorenen Kleinen? Der Wald ist weit und unbarmherzig. Alleine habt ihr keine Chance zum Überleben."

„Wir sind nicht allein“, erwiderte Aïssa und deutete auf den Feuervogel, der sie unaufhaltsam von seinem Ast aus beobachtete, still und unbeeindruckt. „Der Vogel wird uns beschützen.“

Eine eisige Stille empfing ihre Worte. Die Kinder tauschten verständnisvolle Blicke aus, und einige konnten ein leichtes, spöttisches Lächeln nicht unterdrücken. Der Junge mit dem Vogel-Anhänger hingegen betrachtete sie nur mit einem Gemisch aus Mitleid und Belustigung.

„Der Feuervogel ist nur ein Führer“, sagte er schließlich, seine Stimme sanft und mit einer falschen Mitleidsnote gefüllt. „Er hat euch bis hierher geführt, das ist wahr. Aber nun ist seine Aufgabe erfüllt.“

Er machte einen Schritt auf sie zu, und die anderen Kinder folgten ihm, umschlossen Aïssa und Kayo mit einer Mauer aus feindseligen Körpern. Die Falle schnappte zu, langsam und unaufhaltsam wie ein Spinnennetz. Aïssa spürte, wie ihr Herz in ihrer Brust zusammenschnürte, die Angst überkam sie immer stärker, kalt und erstickend.

„Ihr könnt uns nicht gefangen halten!“, rief sie mit zitternder Stimme. „Wir haben nichts Falsches getan!“

„Das Böse ist ein relativer Begriff, kleine Schwester“, erwiderte der Junge mit einem grausamen Lächeln. „Hier entscheiden wir über dein Schicksal.“

Er hob die Hand, und Stille senkte sich über die Lichtung, so tief, dass das Rascheln der vom Wind bewegten Blätter ohrenbetäubend wirkte. Aïssa erkannte, dass es bereits zu spät war. Sie waren in eine Falle geraten, vom Feuervogel in ein Schicksal geführt, das sie sich nicht einmal annähernd vorstellen konnte.

Ein eiskalter Schauer durchfuhr Aïssas Rücken, als der Junge seine Hand hob, ein stummer Befehl, der ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ. Die anderen Kinder, ihre jungen Gesichter nun verzerrt von kalter Grausamkeit, näherten sich, ihre Schatten streckten sich über den Boden und drohten sie zu verschlingen.

Kayo, der die Gefahr, die ihnen drohte, endlich erkannte, drückte sich an Aïssa, seine Augen vor Angst weit aufgerissen. „Aïssa, ich habe Angst“, flüsterte er, seine kleine Hand klammerte sich an seine Tunika wie an eine Rettungsinsel.

Aïssas Herz brach angesichts der greifbaren Angst von Kayo. Sie hatte kein Recht mehr auf Furcht, nicht jetzt. Sie musste Kayo beschützen, selbst wenn es bedeutete, sich allein dieser feindseligen Kinderschar zu stellen.

„Hab keine Angst, Kayo“, flüsterte sie und strich ihm mit einer beschützenden Geste über das Haar. „Ich bin hier, ich werde dich beschützen.“

Ihr Blick traf den des Jungen mit dem Vogel-Anhänger, ein Funke der Herausforderung brannte in ihren Augen. „Wenn ihr uns etwas antun wollt, müsst ihr zuerst über meine Leiche gehen.“

Eine schwere Stille senkte sich über die Lichtung, durchbrochen nur vom fernen Gesang eines Vogels und dem dumpfen Pochen der Herzen, die gleich zu zerbersten drohten. Der Junge mit dem Vogelanhänger fixierte sie einen Moment lang, ein Schimmer von Interesse blitzte in seinen dunklen Augen auf. Dann verzog sich ein grimmiger Lächeln über seine Lippen und enthüllte Zähne von fast unheimlicher Weiße.

„Mut, kleine Schwester?“, sagte er mit einer Honig-süßen Stimme, die im krassen Gegensatz zu der Bedrohung stand, die in der Luft lag. „Ich mag das an einem Vogel, der aus dem Nest gefallen ist. Aber Mut allein reicht nicht immer gegen die Krallen des Falken.“

Er machte einen Schritt nach vorn, und die anderen Kinder bereiteten sich darauf vor, zu springen, ihre Gesichter nahmen den Ausdruck hungriger Raubtiere an. Aïssa spürte, wie ihr Blut in den Adern gefror, aber sie wich nicht zurück. Sie drückte Kayo fest an sich, entschlossen, ihn bis zum letzten Atemzug zu beschützen.

Plötzlich zerriss ein schriller Schrei die Luft, ein durchdringender und kraftvoller Laut, der die Blätter an den Bäumen erzittern ließ. Der Feuervogel, als hätte er die Gefahr gespürt, die ihnen drohte, stürzte aus dem Himmel in einem Wirbelwind aus roten und

blauen Federn. Er schoss auf die Gruppe von Kindern zu, seine scharfen Krallen bereit zum Zuschlagen.

Der Schrei des Vogels wirkte wie eine Bombe. Die Kinder, von Panik ergriffen, zerstreuten sich in alle Richtungen und schützten ihre Gesichter mit den Armen. Der Junge mit dem Vogelanhänger, von dem plötzlichen Angriff überrascht, wich einen Schritt zurück und wäre beinahe gestolpert.

Inmitten des allgemeinen Chaos zog Aïssa Kayo mit sich. Sie rannten mit aller Kraft über die Lichtung, bahnten sich ihren Weg durch die ängstlichen Kinder, ohne sich um die Richtung zu kümmern. Ihr einziges Ziel war es, diesen feindseligen Kindern zu entkommen, dieser Lichtung, die sich in eine tödliche Falle verwandelt hatte.

Hinter ihnen hörten sie wütende Schreie, Beschimpfungen und unbestimmte Drohungen, doch sie machten nicht halt. Sie rannten, bis ihre Lungen brannten und ihre Beine sie nicht mehr tragen wollten.

Schließlich, am Ende ihrer Kräfte, brachen sie am Fuße eines riesigen Baumes zusammen, atemlos, der Körper zitternd vor Angst und Erschöpfung. Um sie herum kehrte die Ruhe in den Wald zurück, der Gesang der Vögel und das Rauschen des Windes in den Blättern übertönte die letzten Echos der Verfolgung.

Aïssa drückte Kayo gegen sich, das Herz hämmerte ihm in der Brust. Sie waren unversehrt, im Moment. Doch wie lange noch? Der Feuervogel hatte sie einmal gerettet, aber konnte er sie in diesem fremden und feindseligen Wald für immer beschützen?

Aïssa blickte hinauf zu dem dichten Blätterdach, das sie in einem schützenden Schatten hüllte. Die Sonne filterte durch das Laub und zeichnete fleckige Licht- und Schattenmuster auf den moosigen Boden. In der Ferne glaubte sie erneut den charakteristischen Schrei des Feuervogels zu hören, doch vielleicht spielte ihr ihre Fantasie nur einen Streich.

Eines war jedoch sicher: Sie konnten nicht einfach hier bleiben, dem Zufall und der Bosheit der Kinder der Flüsternden Lichtung ausgeliefert. Sie mussten einen anderen Zufluchtsort finden, einen sicheren Ort, an dem sie sich erholen und über das weitere Vorgehen in ihrem Abenteuer entscheiden konnten.

Aïssa blickte auf Kayo, der an ihr eingeschlafen war, das Gesicht blass, aber ruhig. Sie lächelte traurig. Er war so jung, so unschuldig. Wie sollte er in dieser grausamen und unbarmherzigen Welt überleben?

Sie holte tief Luft, suchte in ihrem Innersten nach dem Mut und der Entschlossenheit, die sie noch nie im Stich gelassen hatten. Sie musste stark sein, für Kayo, für sich selbst, für die zarte Hoffnung, die noch in ihren Herzen brannte.

„Los geht's, Kayo“, flüsterte sie und schüttelte ihn sanft. „Es ist Zeit, wieder aufzubrechen.“

Kayo öffnete die Augen, sein Blick noch verschleiert von Träumen. Er sah Aïssa an, dann den Wald, der sie umgab, ein Stirnrunzeln zeichnete sich auf seinem jungen Gesicht ab.

„Wo gehen wir hin?“, fragte er mit einer kleinen, verlorenen Stimme.

„Ich weiß es noch nicht“, antwortete Aïssa, während sie ihm half aufzustehen. „Aber wir werden unseren Weg finden. Gemeinsam.“

Hand in Hand drangen sie in den dichten Wald, zwei zarte Schatten, die sich durch ein Universum aus Dunkelheit und Licht bewegten, geleitet von der zähen Hoffnung auf eine bessere Zukunft.